

Neujahrsblatt Dietikon 2014

67. Jahrgang

Dietikon – vorwärts marsch!

Vier Dietiker berichten über militärische Schulen

Robert Müller
Hans Tiefenbacher
Josef Wiederkehr
Jon Zehnder

Jahreschronik

von René Stucki

Neujahrsblatt Dietikon 2014

67. Jahrgang

Dietikon – vorwärts marsch!

Vier Dietiker berichten über militärische Schulen

Robert Müller

Hans Tiefenbacher

Josef Wiederkehr

Jon Zehnder

Jahreschronik

von René Stucki



Impressum

Neujahrsblatt von Dietikon, 2014

67. Jahrgang

Herausgeber: Stadtverein Dietikon

© Stadtverein Dietikon, 2012

Gestaltung: www.bbdesign.ch

Auflage: 900 Exemplare

Gedruckt auf FSC-Papier

ISSN 2235 - 4849

Dietikon – vorwärts marsch!

Vorwort 005

Robert Müller

Die Rekrutenschule 1934 007

Hans Tiefenbacher

Die Rekrutenschule 1953 038

Josef Wiederkehr

Die Offiziersschule 1995 048

Abverdienen RS 1996 060

Jon Zehnder

Die Rekrutenschule 2013 070

Jahreschronik

René Stucki 080

Bisher erschienene Neujahrsblätter 087

Unsere Sponsoren 092

Der Stadtverein 093

Der Titel des Heftes 2014 lässt unschwer erkennen, dass es um militärische Ausbildung geht. Hoffentlich interessiert das auch Leserinnen und Leser, die den Militärdienst nur vom Hörensagen kennen. Der Volksmund sagt seit Langem, die Rekrutenschule mache aus Knaben Männer. Die Armee hat die Wehrpflichtigen nicht immer nach dem gleichen Schema zu Soldaten erzogen. Die Schilderungen der Schulen 1934, 1953, 1996 und 2013 zeigen das deutlich. Die Rekrutenschule war immer eine physisch und psychisch sehr einschneidende Zeit, von der auch fünfzig Jahre später noch unzählige positive und negative Erinnerungen im Gedächtnis gespeichert sind.

Einer der grossen Schweizer Schriftsteller, Robert Walser (1878 – 1956), hat die Füsilier-Rekrutenschule 1903 in Bern absolviert und im «Gehülfen» dazu geschrieben: «Ja, das Militär, wie wirft es die Menschen aus allen nur denkbaren Lebensgebieten auf einen einzigen Empfindungspunkt zusammen! Kein noch so feinerzogener, gesunder junger Mann lebt im Lande, der es sich nicht eines Tages müsste gefallen lassen, aus seiner bisherigen, sortierten Umgebung herauszutreten, um mit dem erstbesten, ebenfalls jungen Bauern, Kaminfeger, Arbeiter, Kommiss oder gar Tunichtgut gemeinschaftliche Sache zu machen. Und welche gemeinschaftliche Sache! Die Luft in der Kaserne ist für einen jeden dieselbe, sie wird für den Baronensohn für gut genug und für den geringsten Landarbeiter für angemessen befunden. Die Rang- und Bildungsunterschiede fallen unbarmherzig in einen grossen, bis heute noch immer unerforschten Abgrund, in die Kameradschaft. ... Den jungen Leuten tut wahrhaftig eine strenge Lehre not.» Und später erinnert er sich im selben Buch: «Jetzt kommt eine Eisenbahnfahrt durch ein frühlingsverzaubertes Land, und dann weiss man nichts mehr, denn von da an ist man nur noch eine Nummer, man bekommt eine Uniform, eine Patronentasche, ein Seitengewehr, eine regelrechte Flinte, ein Käppi und schwere Marschschuhe. Man ist nichts mehr Eigenes, man ist ein Stück Gehorsam und ein Stück Übung. Man schläft, isst, turnt, schießt, marschiert und gestattet sich Ruhepausen, aber in vorgeschriebener Weise. Selbst die Empfindungen werden scharf überwacht. Die Knochen wollen anfänglich brechen, aber nach und nach stählt sich der Körper, die biege-

«Die Rang- und Bildungsunterschiede fallen unbarmherzig in einen grossen, bis heute noch immer unerforschten Abgrund, in die Kameradschaft.»

samen Kniescheiben werden zu eisernen Scharnieren, der Kopf wird frei von Gedanken, die Arme und Hände gewöhnen sich an das Gewehr, das den Rekruten überall hin begleitet. Im Traum hört man Kommandoworte und das Knattern der Schüsse. Acht Wochen lang dauert das so, es ist keine Ewigkeit, aber bisweilen scheint es eine.»

Anlass zum Thema dieses Neujahrsblattes ist auch der 100. Geburtstag unseres Ehrenbürgers Robert Müller (1914 – 1997). Er hat sich 1941, von Dielsdorf bzw. Feuerthalen kommend, in Dietikon niedergelassen und hat 1984 für seine Enkel auf 46 Seiten die 1934 in Zürich bestandene Rekrutenschule sehr konkret, eindrücklich und unterhaltsam dargestellt. Für das Neujahrsblatt ist dieser Bericht leicht gekürzt worden. Dass sich Robert Müller auf Grund der vielen negativen Erfahrungen mit Schinderei, Gewehrgriffen und anderem Exerzierdrill nur zögernd für eine weitere militärische Ausbildung entschlossen hat, überrascht nicht. Es liegen bezüglich Führungsstil und aussenpolitischer Lage Welten zwischen dieser Rekrutenschule von 1934 und jener von 1953, die der damalige Dietiker Geschichtsstudent und spätere Berufsoffizier Hans Tiefenbacher absolviert hat.

Der Dietiker Nationalökonom, Bauunternehmer und Politiker Josef Wiederkehr hat 1995 für unsere Regionalzeitung sieben Berichte über die Genie-Offiziersschule in Brugg geschrieben. Offensichtlich wurde dort den Aspiranten viel Interessantes in einem guten Umfeld geboten. In den fünf Berichten über das Abverdienen als Leutnant im folgenden Jahr haben sogar einige Rekruten ihre Sicht darlegen können. Das war Neuland auf diesem Gebiet.

Eigentlich hätte die Neujahrsblattkommission als dritten Beitrag gerne die Ausführungen einer in Dietikon wohnhaften Rekrutin platziert. Aber diese Suche war ohne Erfolg, und wir freuen uns, dass der künftige ETH-Student Jon Zehnder, Dietikon, seine Eindrücke von der 2013 in Thun bestandenen Rekrutenschule zu Papier gebracht hat.

*Hans Peter Trutmann,
Neujahrsblattkommission*

Die Rekruten- schule 1934

Robert Müller



Es regnete. Grau verhangen war der Himmel Richtung Uetliberg, als ich im Zug von Schaffhausen aus dem rauchgeschwängerten Oerlikoner Tunnel herausfuhr. Zum ersten Mal gratis auf Bundeskosten in der 3. Klasse. Mein Aufgebot lautete, sich am 30. Mai 1934, morgens 9.00 Uhr, im Kasernenhof Zürich einzufinden. Ausgerüstet mit zwei Hemden, Leibwäsche und Wäscheartikel sowie einem Paar schwarzen, hohen Zivilschuhen, dazu Turnschuhe, Turnhose und Leibchen.

Das war alles sorgsam verpackt in einem Binsenkörbchen. Es war mit einem Deckel versehen, der seitwärts mit zwei Laschen und einem Eisenstäbchen durch ein Sicherheitsschloss abgeschlossen werden konnte.

Selbstverständlich fehlte auch der Rasierapparat nicht. Ich sollte recht früh barsch daran erinnert werden, dass dies ein unentbehrliches Objekt war. Innerhalb

des Elternhauses hatte dieses Rasiermesser eine besondere Geschichte. Wir waren zu Hause vier Buben, die sich alle mit Vaters Rasiermesser die Haare aus dem Gesicht säbelten. Oft, wenn sich der Vater seinen rötlich schimmernden Bart abschneiden wollte, war die einzige im Haushalt vorrätige Messerschneide stumpf und musste an einem Lederriemen wieder geschärft werden. Das war meistens begleitet von einem Zornesausbruch des Vaters. Bartabschneiden war seine letzte Arbeit, bevor er sich für irgendeine zivile Beschäftigung die Krawatte um den Hals band. Als Eisenbahnbeamter trug er eine Uniform mit hohem Kragen. Als Schulpflegepräsident ging er nie aus ohne Hut und Krawatte. Der Eisenbahner war natürlich immer pünktlich. Rasiert hat sich der Vater stets in den letzten Minuten vor Zugsabfahrt. Wenn dann das Messer nicht haute, war es fast, wie wenn er in Schaffhausen dem Schnellzug abgepfiffen hätte und es fehlte der Lokomotive der nötige Druck, weil der Heizer zu wenig Kohlen geschippt hatte.

Keine bekannte Seele angetroffen

«Also, wenn du einrückst, das Messer bleibt da. Lerne, dich mit einem Rasierapparat zu rasieren.»

Was blieb mir übrig, als mit meinem kargen Sackgeld in der EPA einen Apparat zu kaufen. Es war für mich eine ins Gewicht fallende Ausgabe. Er kostete 95 Rappen: Doch er hat mich getreu begleitet und diente mir täglich weit über zwölf Jahre.

Ich stieg in Zürich aus. Im alten Hauptbahnhof fuhren die Züge in die Halle hinein bis auf die Höhe des Durchgangs vom Escher-Denkmal zum Landesmuse-

um. Es roch so schön nach Kohlenrauch. Nicht nur in der Halle, auch in den alten Drittklass-Wagen mit ihren Holzbänken und Latrinen. Eisenbahngeruch im Quadrat! Niemand merkte, dass 95 Prozent der Bevölkerung noch kein Badzimmer hatten und Hemden sowie Unterwäsche selten gewechselt wurden.

Keine bekannte Seele habe ich angetroffen auf meinem Marsch zur Kaserne. Im Kasernenhof herrschte eine gedrückte Stimmung. Die Rekrutenschule war bekanntermassen kein Schleck. Alle Aussagen jener, die diesen «Schlauch» schon mitgemacht hatten, strotzten vor negativen Erlebnissen. Die meisten hatten bereits den vorgeschriebenen Kahlschnitt. Es waren keine Wehrmänner, die in Gruppen im Hof herumstanden, eher Sträflinge, ihres ungewissen Schicksals harrend.

Abseits standen einige frischgebackene Korporale herum, Bluthunde, auf ihre Opfer wartend. Kein Offizier weit und breit. Punkt 9.00 Uhr kamen sie aus dem

Kasernentor: Oberleutnants, Feldweibel, Fouriere. Schreiend wurden wir zu Haufen getrieben. Nach sogenannten Regimentskreisen, was uns nichts sagte, aber womit klar demonstriert werden sollte, dass von nun an der Höhere immer mehr wusste. Aber er fand es nicht nötig, dem Unteren zu sagen, warum, was und wie. Ich kam in den Regimentskreis 25 a.

«Meldet sich einer krank?»

Massgebend war der Wohnort der Eltern. Das stimmte meistens auch mit der erlebten Jugendzeit zusammen und war sinnvoll. Man durfte annehmen, dass man in der RS und später bekannte Kameraden antraf.

Ich kam in die I. Kompanie, den 3. Zug, die 1. Gruppe. Wer um mich herum gleichzeitig das gleiche Schicksal teilte, realisierte ich in den ersten Tagen kaum, alle andern Eindrücke überwogen.

Zuerst kam der Schularzt. «Meldet sich einer krank? Kommt er aus einer Familie



Rekrutenschule
1934 in Zürich.
Ganz rechts:
Robert Müller.

oder Umgebung, in welcher eine ansteckende Krankheit besteht?»

Dieser Vers sollte mich noch ungezählte Male in meiner 2320 Tage umfassenden Militärzeit an die erste militärische Befragung erinnern. Jawohl, der Schularzt entpuppte sich im Laufe der RS als der einzige Obrige mit ausgeglichenen menschlichen Zügen. Meines Wissens meldete sich niemand krank.

Korporal als kleiner Wicht

Es war auch keine Zeit, sich zu drücken. Die meisten von uns waren ohnehin arbeitslos, ich übrigens auch. Wer wollte schon nach Hause? Man hatte uns ja gekündigt auf die RS hin, mit der Begründung, nachher habe man keine Arbeit und man müsse in dieser Krisenzeit zuerst die verheirateten Männer beschäftigen. Der Schularzt inspizierte uns noch. Wir mussten alle die Hände ausstrecken und die Finger spreizen. Warum? Da gingen die seltsamsten Gerüchte um.

Korporal H. trat an. Ein kleiner Wicht, so ungefähr 160 cm hoch. Vorher war natürlich noch der Appell gewesen. Jeder war aufgerufen worden und musste mit seinem Köfferchen von einem Haufen zum andern Haufen treten, in die Höhe der wartenden Korpis, die um uns herumstrichen wie junge Hunde, begierig, Leute in ihre Gruppe zu bekommen, aus denen einigermaßen Soldaten gemacht werden konnte. Wehe, wenn einer zum Vornherein eine Niete gefasst hatte! Quittierendes Gelächter aus der Gruppe der Uof gab uns bereits einen Vorgeschmack, was dem blühte, der wie eine unterernährte, geknickte Bohnenstange in einer Gruppe gelandet war, deren Korpis mit missmutigem Gesicht den ungebetenen und von Anfang an ghassten Mann gefasst hatte.

Kpl. H. übernahm den ganzen Zug. Mit überschlagender Stimme brüllte er uns an, ihm im Gleichschritt zu folgen. Doch sofort verschärfte er sein Tempo, sodass wir mit dem Köfferli ihm kaum folgen konnten.



Wiederholungskurs
Füs Bat 18 im Jahre 1935.
Robert Müller: 5. Reihe
links.

«Rascher, rascher, ihr seid im Militär, wir werden euch die Schlamperie schon noch austreiben...»

Das Fassen im Zeughaus

Im 3. Stock hinein in ein Rekrutenzimmer. Zehn Eisenbetten links und zehn Nester rechts an der Wand. In der Mitte ein etwa fünf Meter langer massiver Holztisch mit Bänken links und rechts. An den Wänden ein durchlaufendes Holzgestell, die sogenannte Planke, eine Schinderei par excellence. Ob der Planke eine Foto von General Ulrich Wille in blauer Uniform und sagenhaften drei Obristensternen. Er hatte gar einen Schnauz. Das wäre uns nicht erlaubt gewesen, auch wenn es die Mode erheischt hätte: Mit einem Schnauz unter dem gestrengen Blick des ehemaligen Generals zu pfeifen.

Köfferli abstellen neben dem zugewiesenen Nest. Ich hatte Glück, seltenes Glück in meiner RS: Ich bekam einen Platz neben dem Fenster, und der Nachbar lag 60 cm seitwärts.

«Raus, hoppla, im Laufschrift, vorwärts...»

Hinunter über den Kasernenplatz ins nahegelegene Zeughaus. Das ging so rasch, dass ich mich nicht mehr an alle Dinge erinnere. Ein Zeughausschneider schlang mir ein Messband um den Bauch, der dazumal mit 63 kg Gewicht recht mässig war, brüllte irgendeine Zahl und gemäss dieser erhielt ich in rascher Folge einen Haufen Kleider angeworfen: drei Paar Hosen, A und B, zwei Waffenröcke, einen grünen und einen blauen aus der Armeereserve von 1915. Einen Kaput, einen grünen und einen zerschlissenen blauen, einen Gurt,

Gamelle, Feldflasche sowie ein Soldatenmesser. Helm einfach, grün und blank, Mütze zweifach, grün und blau. Eine Zeltblache unifarbzig.

Und dann hinaus: Gewehr fassen, ein langes mit der Nummer 409 609, dazu Bajonett mit gleicher Nummer und Putzzeug fürs Gewehr. Ferner das Mannsputzzeug, umfassend ein Schuhfettbüchlein und zwei Bürsten für Kleider und Schuhe, beide unbrauchbar. Jeder hatte in seinem Köfferli härtere Sachen, mit denen rasch und gründlich gereinigt werden konnte. Die Stahlbürste war streng verboten, aber sie war so klein, dass sie unbemerkt im Hosensack zum sogenannten Innern Dienst Platz fand.

Die «Zimmerordnung»

Angehängt wurde uns noch ein Tornister aus Rindsfell, behaart wie eine Kuh nach einem nasskalten Alpsommer. Er hatte so dünne Riemen, dass das Tragen des gepackten «Affen» stets voller Mühsal war. Ein Brotsack aus Segeltuch und blechiges Essbesteck, ebenfalls nur für die Inspektionen. Nur ein ausgewachsener Dummkopf besass für den Tagesbedarf kein zweites Besteck, welches er höchst selten richtig zu waschen brauchte.

Wir fassten auch derbe Marschschuhe aus rohem Leder, gespickt mit Nägeln. Nägeln, von denen während der militärischen Laufbahn nie einer fehlen durfte! Alles war solid, die Schuhe von ausgezeichneter Qualität.

Ein Zeughausarbeiter, gelernter Schuhmacher, passte jedem einzelnen Rekruten die Schuhe an und nahm sich dazu die notwendige Zeit. Wir wurden uns bewusst,

dass der zukünftige Soldat vor allem zu Fuss leistungsfähig sein muss. Den Kopf kann er dagegen neben dem vorschriftsgemäss geparkten «Affen» auf der Planke liegen lassen. Mit all dieser Habe wurden wir wieder zurück ins Zimmer gehetzt.

Nun wurde die «Zimmerordnung» erstellt: Jedes Ding an seinen Ort, genau ausgerichtet auf der Planke. Zuletzt musste man die Zahnbürste in ein Glas stecken. Griff nach unten, Borsten Richtung Fenster. An einem von Unteroffizieren erstellten Muster hatten wir die verlangte Ordnung anzusehen und dann exakt nachzubauen. Um eine solch ausgetüfelte Ordnung zu erstellen, brauchte man gut 15 bis 20 Minuten. Man hatte zum Beispiel die zwei Paar Hosen genau zusammenzufalten auf ein Mass, das der Breite des Tornisters entsprach. Auch der Waffenrock wurde gefaltet und auf die Hose gelegt. Alles zusammen bildete ein kunstvolles viereckiges Paket. Die richtige Plankenordnung war ein ungeheures Schikane-Instrument. Hatte man versehentlich die Zahnbürste falsch ausgerichtet, konnte es passieren, dass ein Vorgesetzter das ganze mühselig errichtete «Kunstwerk» herunterriss, und dann begann die Plackerei von vorne.

Anschliessend wurde der blaue Kaput noch kunstvoll zu einem 1,20 m langen und dicken «Salami» gerollt, damit er rings um den Tornister aufgeschnallt werden konnte.

Drill bis zur Entlassung

Zur Befestigung dienten sechs kurze Lederriemen, welche, genau nach Vorschrift verschlauft, den Kaput (Mantel) malerisch festhielten.

Wir hatten uns ins militärische Tenue zu stürzen: blaue Hosen und ein ausgedienter, abgeschabter Waffenrock, dessen hoher Kragen geschlossen wurde, und schon waren die Zivilisten verschwunden.

«Sie da, Sie haben sich künftig anzumelden, und zwar laut und deutlich, ‹Korporal, Rekrut Müller›, wenn ich Sie ansehe, verstanden?»

«Jo.»

«Was jo? Jo ist Haarwasser! Ab sofort heisst es ‹Zu Befehl, Korporal›, wenn ich etwas sage, verstanden?»

«Ja.»

«Nein, ja, Korporal, zu Befehl, Korporal», brüllte er mich an.

«Ja, Korporal, zu Befehl, Korporal.»

«Lauter!»

«Ja, Korporal, zu Befehl, Korporal.»

Und so ging es los. «Hier, Korporal, Korporal, Rekrut Müller, Ja, Korporal, zu Befehl, Korporal, Korporal, Rekrut Müller, nein, Korporal, zu Befehl, Korporal...»

Wer es nicht sofort erfasste oder den Befehl nicht zur Befriedigung des Korporales brüllend ausführte, dem wurde befohlen, sofort zehn Liegestütze auszuführen.

Der Drill begann am ersten Tag und hörte nie auf bis zur Entlassung. Er war schikanös, unwürdig und diente Vorgesetzten aller Stufen, um ihre Unfähigkeit zu verdecken, nützliches Arbeiten zu organisieren. Je ungeeigneter ein Vorgesetzter war, desto öfters griff er zum Drill oder forderte unzählige Male das An- und Abmelden.

Der erste Tag war ausgefüllt mit lauter negativen Eindrücken. Um 22 Uhr war Lichterlöschen. Eine halbe Stunde vorher Zimmerappell. So war es jeden Abend.



Korporal R. Müller in der Fourierschule
(Thun 1938)

Punkt halb zehn Uhr setzte im breiten, langen und leeren Gang der Feldweibel seine Trillerpfeife an. Dann stürmte ein Korporal, der sogenannte Zimmerchef, herein, brüllte: «Appell, vors Nest.»

Wer nicht schon unter der Decke lag, hatte sich sprungweise vor sein Bett zu begeben und still zu sein.

Der ungewohnte Stadtlärm

Jeder wurde dann anhand der an der Türe angeschlagenen Zimmerliste aufgerufen und hatte laut zu rufen «Hier, Korporal». Es wurde abgezählt und kontrolliert, ob alle da waren. Der Korporal stürmte hinaus und alle Zimmerchefs stellten sich in ein Glied und meldeten dem Feldweibel «Feldweibel, Korporal M., melde Zimmer 312: Bestand 16 Mann, anwesend 14 Mann, ein Mann Krankenzimmer, ein Mann Arrest.»

Der Feldweibel rechnete alles zusammen und meldete seinerseits dem anwesenden Tagesoffizier:

«Herr Leutnant, Feldweibel G., melde Kompanie, Bestand 112 Mann, anwesend 107 Mann, 4 Mann Krankenzimmer, ein Mann Arrest.»

«Ruhn», sprach der Leutnant.

Darauf sprangen alle Korporale zurück in ihre Zimmer und brüllten: «Appell fertig, ruhn.»

Jetzt durfte wieder gesprochen werden und man durfte sich wieder vom Bett weg bewegen. Doch Punkt zehn Uhr erschien der Korporal wieder und löschte das Licht.

Die ersten Nächte schlief ich schlecht. Der ungewohnte Stadtlärm drang ins Zimmer. Die Strassenbahnen Nummer 3 und 14 rumpelten und bimmelten alle drei bis vier Minuten durch die Kasernenstrasse, hielten an und fuhren ab. Lauter klapperige Zweiachser. Um die Kasernenecke holperte dazumal noch das Tram Nummer 1. Jedes Tram fuhr kreischend in die enge Kurve und stellte an uns Schläfer hohe Ansprüche. Doch das sollte sich bald ändern. Bereits nach wenigen Tagen waren wir ob der genossenen Schinderei so hundsmüde, dass uns alle Strassenbahnen zusammen am Schlafen nicht hindern konnten.

Die sogenannten Kameraden in der Gruppe waren mir bis auf einen alle unbekannt. Diesen einen habe ich nicht einmal besonders geschätzt und im Laufe der Rekrutenschule bin ich ihm immer mehr ausgewichen. Er war etwa zwei Jahre älter als ich. Wir waren zusammen im Jünglingsverein der katholischen Diasporapfarrei Schaffhausen.

Dieser Rekrut hatte sich kurz vor der RS einbürgern lassen. Seine Mutter, der

Vater war gestorben, und seine älteren Brüder sind Deutsche geblieben. Ich misstraute immer seiner schweizerischen Gesinnung. Dazumal schielten doch sehr viele Deutsche mit beiden Augen ins hitlerische Grossdeutschland. Sch. blieb während der RS ein Aussenseiter und war der einzige, der mit unserem Korporal auskam. Das machte ihn je länger, je mehr zum Unkamerad.

Eine sehr unterschiedliche Gruppe

Rekrut Mo., ein Zürcher Oberländer, der aus unerfindlichen Gründen in unsere Gruppe geraten war, verschaffte sich bereits in den ersten Tagen einen Floonerposten. Er meldete sich als Tambour und erhielt täglich einige Stunden Absenz vom Drill, um das Kalbsfell zu kitzeln. Dafür musste er dann beim Ausrücken zwischen dem Schwanz des Pferdes des Kompanie-Kommandanten und der Spitze der Kompanie trommelnd vorausmarschieren. Mo. war ein sehr guter Kamerad. Hilfsbereit und allzeit fröhlich, kein Streber, wollte er trotz guter Haltung und körperlicher Einsatzfähigkeit nicht zur Weiterbildung vorgeschlagen werden.

Rekrut H. war ein armer Mann. Hilfsarbeiter und mit geistigen Gaben gar nicht gesegnet. Brauchbares Kanonenfutter! Er ertrug alles mit stoischer Geduld. Trieben es die Korpis mit ihm allzu bunt, so ähnelte sein wässriger Blick dem eines Rindviehs vor dem Verwursten. Er war etwa 1,80 m gross, und hätte man seine stets hoffnungslos zerrumpfte Bohnenstangenfigur strecken können, so hätte er es auf 1,95 m gebracht.

Wir waren in der Gruppe nur zu fünf, so kam man immer wieder dran. Es hatte in jedem Zug mindestens einen Korporal zu viel. Der Zusammenhalt innerhalb der Gruppe war nicht besonders gut. Wir waren allzu verschieden. Ich war der Jüngste und erst 19 Jahre und 6 Monate alt. In diesem Alter spielt ein Altersunterschied von zwei und mehr Jahren eine grosse Rolle. Schuld am mangelnden Zusammengehörigkeitsgefühl trug auch unser Korporal.

Von den Unteroffizieren sind mir nur die im Zugverband Dienst leistenden in nachhaltiger Erinnerung. Die vier Korpis waren derart verschieden, dass darunter der Zuggeist gelitten hat. Korporal Me. kommandierte meine Gruppe und war zugleich Zugführer-Stellvertreter. Von Beruf Schlosser, war er nur zwei Jahre älter als ich. Doch sein Grad als Korporal machte ihn für uns unnahbar. Er war ein Streber und Leuteschinder. Seine mangelhafte Schulbildung machte ihm zu schaffen, bot für uns Angriffsflächen, welche wir weidlich ausschöpften. Auch er war kurz vor der Rekrutenschule eingebürgert worden. Die damalige Praxis, diesen Leuten im Dienstbüchlein den Vermerk «am ... eingebürgert worden» einzutragen, half ihnen nicht, ihren Minderwertigkeitskomplex abzutragen. Dass er trotz seinem Einsatz sehr bald zur Kenntnis nehmen musste, nicht für die Weiterbildung zum Offizier in Frage zu kommen, machte ihn hässig, nervös und im ganzen Zug unbeliebt. Ich wurde von ihm während der ganzen Rekrutenschule schikaniert.

Korporal B. war ein mittelmässiger, aber doch anständiger Unteroffizier, bei dem gut Dienst zu leisten war. Seine Leis-

tungen waren oft mangelhaft, und seine Gruppe hatte darunter zu leiden. Er hat sich mit Feuereifer für die Weiterausbildung gemeldet, doch gereicht hat es nicht. Es hätte allseits Verwunderung ausgelöst.

Beziehung zu den Vorgesetzten

Korporal Bu. trug eine Brille und war ein Bleichgesicht. Er war schwächling und aus seinem Gesicht schimmerte immer die Frage: Warum bin ich eigentlich auf der Welt? Bu. passte so wenig in diese Umgebung, dass man ihm auch verzieh, wenn er einmal in einer Gemütsaufwallung sein Dasein als militärischer Vorgesetzter richtig demonstrierte. Man nahm ihn nicht ernst, aber man nahm ihm auch nichts krumm. Korporal R., dieser kleine gedrungene Bluthund, war bestgehasster Mann in der Kompanie und schikanierte seine Leute. Körperlich von ausgesprochener Leistungsfähigkeit, beherrschte er die Hindernisbahn vortrefflich und hetzte alles, was ihm unter der Finger kam, gnaden- und pausenlos darüber. Der einzige Pluspunkt war, dass er alles, was er verlangte, vormachte. Das war gar nicht üblich bei den andern. Kpl H. war Aspirant und Streber «Himmelstoss». Er schlief sicher noch in der Achtungstellung und ass im Taktschritt. Er kommandierte brüllend und steigerte sich so, dass sein Kopf oft blau anlief. Jeder Rekrut ging ihm geflissentlich aus dem Weg und versuchte, sich eiligst zu verstecken, wenn H. des Weges kam. Als Zimmerchef war er ein berüchtigter «Plankenstürmer» und konnte es nicht lassen, abends kurz vor dem Zimmerlichterlöschen noch da und dort eine Planke herunterzureissen, sodass der

geplagte Rekrut im Dunkeln mühsam seine Siebensachen wieder zusammensuchen und kunstgerecht aufschichten musste. Korporal H. war ein Teufel.

Korporal Mo. war nach der Rekrutenschule als kaufmännischer Angestellter nach Afrika ausgewandert. Mit 26 Jahren war er wegen der Weltwirtschaftskrise zurückgekommen und flugs in die Unteroffiziersschule, von der er sich durch die Auswanderung gedrückt hatte, aufgeboten worden. Er nahm alles so lässig, dass er die Hälfte der Rekrutenschule gar keine Ausbildung betreiben durfte. Er war bei uns allen sehr beliebt. Er zeigte auf raffinierte Weise, wie man sich drücken konnte, ohne erwischt zu werden. Er wurde nie straffällig, aber die Vorgesetzten hatten ihre liebe Not mit ihm. Er lebte nach dem Motto: «Wer sich nicht drückt, ist verrückt.»

Korporal Mo. hatte noch eine andere Eigenschaft: Er konnte einen Papagei vortrefflich nachahmen. In irgendeiner komischen Situation tönte auf einmal aus dem hintersten Glied die Stimme des Papageis:

«Herr Lüttnand, mir händ Hunger.»

Oder auf einem langen Marsch hörte man urplötzlich einen Papagei: «Herr Lüttnand, mini Schue sind heiss gloffe.» Alle seine Einfälle bezweckten, das Los der Rekruten erträglicher zu machen, ohne dass man ihn bestrafen konnte.

Aus der Froschperspektive eines Rekruten erscheinen alle Offiziere als etwas Besonders, himmelwärts Strebendes, Privilegiertes, Elegantes. Ich war eingerückt mit einer gutbürgerlichen, vaterländischen Gesinnung. Dem Stand der Offiziere bot man Achtung und war bereit, soldatischen

Gehorsam zu üben. So dumm war ich aber auch nicht, dass ich im Glauben gewesen wäre, unter dem Offizierskorps gebe es keine seltsamen Vögel. Auch wenn in meiner Blutsverwandtschaft kein Offizier anzutreffen war und mein Vater nach der Rekrutenschule als Eisenbahnbeamter keinen Militärdienst mehr leisten musste, genoss ich keinerlei Protektion. Es wäre mir auch nie eingefallen, mich auf den Taufpaten meines Bruders Erich zu berufen, einen angeheirateten Schwager meiner Mutter, der es bis zu seinem frühen Tode zum Major gebracht hatte. Für mich waren am Einrückungstag alle Offiziere Vorgesetzte und damit basta. Sie sind alle tot. Würden Sie noch leben und sich meiner erinnern, ausser dem Kompanie-Kommandanten wäre wohl keiner bereit, mir einen besonderen militärischen Wert beizumessen. Komisch, ich habe sie alle überlebt, und noch viel komischer, keiner, inklusive Schulkommandant, der als Oberstleutnant bereits himmelwärts befördert wurde, hat

den militärischen Grad erreicht, welchen ich am Schluss in meinem Dienstbuch vorzuweisen hatte. So etwas kommt eben nur in einer Milizarmee vor.

Das Militäramtsblatt

Da kommen sie der Reihe nach, von unten nach oben. Alle sehe ich heute noch vor mir. Mit ihren hohen Stehkragen, den stets blitzsauberen Uniformen, dem umgehängten langen Säbel, die «Pfoten» immer in den Handschuhen, ja nie im Hosensack. Leutnants zur Arbeit mit schwarzen Gamaschen, nur Berittene durften Stiefel tragen. Sterne am Kragen, goldene Nummer auf der Achsel, Spaghetti oder Nudeln am Hut. Gradkenntnisse musste man mir nicht beibringen. Überhaupt kannte ich mich in militärischen Dingen ausgezeichnet aus. Während meiner dreijährigen Verwaltungslehre hatte ich praktisch auch alle Funktionen eines Sektionschefs. Mein militärfeindlicher Chef und Lehrmeister unterschrieb, kümmerte sich aber einen



Aspirant R. Müller
hoch zu Ross: 05 1938

Pfifferling um diesen Sektor. Wir zwei Lehrbuben verschlangen das Militäramtsblatt, das seinerzeit allen Sektionschef zugestellt wurde, wie die heutigen Stifte den «Blick» konsumieren.

Meinen Leutnant erkannte ich sofort. Er war vier Jahre älter und während meiner kurzen Kantonsschulzeit einige Klassen über mir. Bei gewissen Wettkämpfen trafen wir uns, da ich als guter Läufer im Kantonsschulturnverein bei Wettläufen ausserhalb der Schule in der ersten Kategorie antrat.

Leutnant B. gab sich nicht zu erkennen. Mir war es egal, heute verstehe ich es. Doch gerade glücklich war ich auch nicht, dass nun ausgerechnet er mein Zugführer sein sollte. Ich war seit der Schulzeit immer der Meinung, er sei nicht der Geschickteste. Jetzt studierte er Jus, und instinktiv bestätigte sich mein früheres Urteil. Ich habe es nie revidiert, obwohl er mich nicht besonders schikanierte. Seine unterdurchschnittlichen Fähigkeiten schlugen auf die Leistung seiner Truppe. Er war oft schuld, dass wir irgendeinen Mist mehrmals wiederholen mussten, nur weil er es nicht verstand, sich richtig einzusetzen und korrekt zu kommandieren. Im Gefecht war er eine Eichel und führte uns schlecht. Die gescheiterten Rekruten merkten es bald, und die Reaktion blieb nicht aus. Manchmal dauerte er mich jedoch, wenn er von oben «zusammengeschissen» wurde.

Der Kompaniekommandant

Der Kompaniekommandant, der als Oberleutnant den Grad des Hauptmanns abverdiente, war im Zivilleben Ingenieur. Er führte die Kompanie wie ein Techniker.

Er war kein Stratege, aber auch kein Gardeoffizier, der mit Glanz und Gloria mit gezücktem Säbel die takttschrittklopfenden Soldaten zum Defilieren zwang. Er war gut gelitten und erweckte Vertrauen. Mir schien, unser Kompanie-Kommandant stehe ständig in einem gespannten Verhältnis zum Kompanie-Instruktor.

Dieser Hauptmann im Generalstab war Berufsoffizier, von kleiner Statur. Ein Musterbeispiel dafür, dass kleine Leute in wichtigen Rollen oft unmögliche Gesellen sind. Hauptmann im Generalstab W. soll frühzeitig in einem der vielen Militärbüros ein Ende gefunden haben. Gott sei seiner Seele gnädig, auch wenn er nach dem Urteil der Rekruten kaum dort gelandet ist. Gegen diesen Offizier hatte ich von Anfang an einen Widerwillen. Mit seiner Blasiertheit demonstrierte er, dass wir kahlgeschorenen Rekruten auf jeden Fall eine minderwertige Gesellschaft seien. Es gab wohl keinen, der diesem Offizier freiwillig einen Gefallen getan hätte. Als Rekrut Mo. einmal in einem Gefecht Ess-Ordonnanz war und ihm die Zwischenverpflegung nachtragen musste, hatte er in der Küche das härteste Brot, den zähesten Landjäger, den Käse mit einer dicken und krummen Rinde und den bittersten Tee ausgelesen und ihm während der Nacht im Stockdunkeln alles serviert. Und die ganze Kompanie wusste es.

Der Schulkommandant war Oberstleutnant. Die Obersten waren dazumal noch dünner gesät. Ein Infanterieregiment wurde von einem Oberstleutnant kommandiert; der Oberst verfügte bereits über eine Brigade. In den Stäben, den heutzutage aufgeplusterten Hühnerhöfen, gab es keinerlei Dienstchef im Range von Obers-

ten. Also war unser Schulkommandant auch nur Oberstleutnant. Wer dies nicht wusste, dass dies die Regel war, hätte ob seinem stets mürrischen Gesicht glauben müssen, er ärgere sich täglich, weil er noch nicht befördert worden war. Mir schien es eher, er leide unter einem «Magenschwürli», das er mit gewaltigem Genuss von Sauerkraut zu vertreiben versuchte.

Der Schulkommandant

Der Schulkommandant S. war uns gleichgültig. Man grüsste ihn stramm. Es war höchst selten, dass einer von uns persönlich mit ihm in Kontakt kam. Und wenn schon, dann landete einer im Loch und das war immer der Rekrut. Er war zuständig, zehn Tage scharfe «Kiste» zu verschreiben. Zehn Tage Arrest im Dunkeln waren gleichbedeutend mit der Entlassung nach abgessener Strafe. Man musste nach Hause und in einer späteren Rekrutenschule wieder neu beginnen unter Anrechnung der geleisteten Tage ohne Kiste.

Da war noch der Schularzt. Ein Sanitätsleutnant, der bereits das Staatsexamen hinter sich hatte. Dieser Offizier war ein sehr geachteter und menschlicher Mann. Ich habe ihn in bester Erinnerung und musste seine Dienste oft in Anspruch nehmen. Auch der Waffenplatzarzt, ein Major, war nicht gefürchtet und sorgte für gerechte Behandlung. Man spürte seinen Einfluss hauptsächlich im Zurückbinden des arroganten Waffenplatz-Sanitätsunteroffiziers. Dieser war ein Berufsmilitär und beherrschte das Krankenzimmer.

Der Kreisinstruktor, Oberst C., war ein kleiner Mann mit einem riesigen Schnurrbart. Bart und Schnauz trugen

nur Männer aus der Generation des Ersten Weltkrieges, also altgediente Soldaten. Oberst C. hatte sein Büro im Parterre der Kaserne und wohnte irgendwo in der Stadt Zürich. Er trat täglich viermal in Erscheinung. Er kam mit einem Fahrrad zur Arbeit und ging über Mittag auch per Velo nach Hause. In der Mitte der Lenkstange montierte er bei jeder Fahrt seinen langen Säbel, der mit einer besonderen Vorrichtung am vorderen Rad fixiert wurde. Ich sehe ihn jetzt noch, wie er jeweils bei Arbeitsbeginn zur Haupttüre hineinfuhr, anhielt, abstieg den Säbel abmontierte und umschnallte, das Fahrrad in eine dafür reservierte Ecke stellte und dann die fünf Stufen zum Erdgeschoss hinauftrippelte und verschwand. Achtungstellung, Gewehrgriff hinauf und hinab und Augen fixiert auf den kleinen Oberst, nun langsam drehend in der Achtungsstellung, Blick immer auf den Kleinen, bis er im Kasernengang verschwand. Dann Ruhn und weg war der Spuck. Oberst C. hat nie einen Rekruten korrigiert, noch angesprochen. Er nahm die militärische Ehrenbezeugung einfach hin. Vielleicht wäre es ihm lieber gewesen, wir Rekruten hätten ihm beim Auf- und Absteigen auf seinen Göppel geholfen.

Der Feldweibel

Oberst Bo., Kriegskommissär des Kantons Zürich, wohnte in der Kaserne über der Kantine. Er und seine Familie mussten über den militärischen Bereich ihre Wohnung verlassen. In meiner Erinnerung war dies ein mürrischer alter Bock, dessen einzige Tugend darin bestand, dass er gleich wie der Kreisinstruktor die militärischen

Ehrenbezeugungen gleichgültig über sich ergehen liess.

Hinten links im Parterre hing an einem Büro eine Tafel: Kommando 5. Division. Darin hauste irgendein Zivilist, der höchst selten im militärischen Tenue daherkam. Ich weiss nicht mehr, wie dieser Tintenschlecker im Range eines Majors geheissen hat.

Hingegen traf es sich, dass ich auf der Wache einige Male den Gewehrgriff klopfen musste, weil der Herr Divisionär aus dem Büro durch den Gang aufs WC musste. Er hatte für diese 15 Schritte immer die Mütze mit dem vielen Goldlaub auf dem Kopf und vergass sie auch nicht nach Schluss seines Geschäfts wieder aufzusetzen. Möglicherweise hat er sie aus militärischen Gründen während seiner Sitzung gar nicht abgenommen. Oberstdivisionär Mu. mischte sich nicht in Rekrutenfragen ein und wir nahmen ihn zur Kenntnis als etwas sehr Hohes, das uns aber nicht im Wege stand.

Der Feldweibel (Fw) einer Kompanie ist ein mächtiger Mann, und die Rekruten sind ihm ausgeliefert. Fw G. war von kräftiger Statur, hatte aber etwas Widerwärtiges an sich. Er hatte mich auf dem Zahn und schikanierte mich stets. Entweder war an meiner Planke etwas nicht ganz so, wie er es haben wollte, vielleicht waren die Hosen B nicht ganz 38,5 cm lang gefaltet oder eben die Zahnbürste schaute nach der Türe statt zum Fenster. Ein Erlebnis steigerte meine Abneigung zum Hass. An einem regnerischen Morgen hatte ich beim Kriechen unter dem Stacheldraht nicht nur den Waffenrock, sondern auch noch mein Hemd zerrissen. Nachmittags wurden wir so nass, dass ich das Hemd wieder wechseln musste. Da vor dem Mittagessen keine Zeit war, das zerrissene Hemd zu wechseln, hatte der Fw mein kaputtes Hemd gesehen. Vor dem Innern Dienst zog ich das nasse Hemd aus und trug das trockene und zerrissene Hemd. Als ich nach der Reinigung meiner Utensilien aus dem Kasernenhof



Wiederholungskurs
Unterengstringen, 1938.

Rechts:
Fourier R. Müller

wieder im 3. Stock eintraf, rief der Fw schon von weitem: «Da kommt der arme Cheib, der kein rechtes Hemd hat.» «Zeigen Sie mir Ihre Schuhe! Die sind nicht sauber.» Er warf sie zum Fenster hinaus in den Kasernenhof hinunter. Leider sind sie keinem Höheren auf den Kopf gefallen.

Da schwor ich Rache. Acht Jahre ging es, bis mir dieser Fw wieder unter die Augen kam. Mittlerweile war er sogar Adjutant-Unteroffizier geworden. Er leistete freiwilligen Dienst in einer Baukompanie in Dietikon. Das waren alles arbeitslose, dienstuntaugliche Männer und ihr Sollbestand an körperlichen und geistigen Fähigkeiten lag weit unter dem landesüblichen Durchschnitt. Fw G. tat Dienst als HD-Detachementsfeldwebel. Offenbar war er 1942 ohne Arbeit. Eines Abends kehrte ich mit Finanzvorstand Theodor Hug noch in der «Schmiedstube» zu einem Bier ein. Ein lokaler Baumeister setzte sich an unsern Tisch und deutete auf den ebenfalls in der Beiz sitzenden Fw G. hin. Er wünschte Auskunft, ob ich es als Offizier und Sektionschef richtig finde, dass dieser Fw seinen HD-Soldaten empfohlen habe, ihm auf die bevorstehende Hochzeit ein Geschenk zu überreichen. Zu diesem Zweck sollten die HD-Soldaten mit einer Liste bei den hiesigen Handwerkern Geld sammeln. Er habe um des Friedens willen Fr. 10 gegeben. Jetzt kam die späte Rache des einstigen Rekruten Müller.

Der Fourier

Nachdem mir ein Gemeinderat, ebenfalls Handwerker, die Richtigkeit der Aktion bestätigt hatte, rapportierte ich die Ange-

legenheit unter Beilage einer behändigten Sammelliste über die Militärdirektion an die zuständige Kommandostelle. Der Unfug wurde sofort abgestellt und Fw G. wurde von einer Stunde auf die andere versenkt. Sein militärischer Fall war viel erheblicher als der seinerzeitige Fenstersturz meiner Marschschuhe!

Der Fourier, Gott sei es geklagt, hiess Müller. Er trug stets den Kopf etwas schief. Vermutlich ist er deswegen nicht Infanterie-Offizier geworden und hat es ihm auch nicht zur Weiterausbildung als Quartiermeister gereicht. Vielleicht war das ein Glück für ihn. Er hat meine militärische Laufbahn nie gekreuzt, was ihm sicher nur genutzt hat. Diesen hässlichen Büroschnauzer hätte ich sicherlich etwas durch den Kakao gezogen.

Als ich ihm am zweiten Tag der RS auf dem Büro einen Tagesbefehl schreiben musste, ohne zu wissen, wie und was, kam er natürlich nicht so heraus, wie es militärisch konform gewesen wäre. Er hat mich lächerlich gemacht, ausgefoppt und mit seiner krächzenden Stimme buchstäblich zum Teufel gejagt. Ich war während der ganzen RS nie mehr im Büro. Im Krankenzimmer hatte mich ein Sanitätssoldat darauf aufmerksam gemacht, wie man mit einer kleinen Aktion sich ständig vor dem Küchendienst und vor dem abendlichen Bürodienst in der Freizeit elegant drücken konnte.

Ich hatte schon nach wenigen Tagen am rechten Zeigfinger einen Umlauf und musste diesen behandeln lassen. Nur immer etwas pflegen und verbinden, war die Losung. Es wollte allerdings nicht heilen, und der Krankenzim-

mer-Oberschinder-Adjutant behandelte den Umlauf einige Wochen später mit Höllenstein und riss kurzerhand den Nagel aus ...

Als «tauglich» erklärt

«Ziffer 250/94 RS» stand in meinem Dienstbüchlein auf der zweiten Seite. Mit 18 Jahren musste ich zur Rekrutierung. Nach erfolgter turnerischer Leistungsprüfung wurden wir gemustert. Drei höhere, fast hätte ich geschrieben Veterinäre, doch es waren Sanitätsoffiziere, führten die «Musterung» durch. Länge 173 cm, Brustumfang 87 cm, Gewicht 63 Kilo. Bei nacktem Oberkörper, rasch heruntergelassenen Hosen, etwas optisch begutachtet und oben abgeklopft hiess es: «dienstuntauglich»!

«Waas?», entfuhr es mir.

Erschrocken drehte sich der Sanitätshauptmann um und sagte, ich hätte eine Herzerweiterung, worauf sich die anderen beiden Offiziere ebenfalls mir zuwandten, mich erneut abklopften, die Köpfe schüttelten und etwas auf Lateinisch murmelten. Der Älteste, der sogenannte Vorsitzende, fragte mich, ob ich Sport treibe und wie ich die turnerische Leistungsprüfung bestanden hätte.

«Mit lauter Noten eins.»

«Ja, wollen Sie Dienst leisten?»

«Ja, natürlich.»

«Ja, tauglich. In der RS muss er dann geröntgt werden und dann wird man sehen, ob es geht.»

Das war der Grund, weshalb ich meine Haare dem Vaterland noch nicht geopfert hatte und im Moment auch nicht gewillt war, es zu tun. Einen Fliegenschnitt zu ris-

kieren und dann nach 3 bis 4 Tagen nach Hause entlassen zu werden, das überstieg meine Vaterlandsliebe.

Der Feldweibel, der mich anbrüllte: «Müller, Sie haben die Haare abzuschneiden», erhielt zur Antwort, dass ich dies erst tun werde, wenn entschieden sei, ob ich bleiben könne. Punktum, damit war ich für die ganze RS beim Feldweibel abgemeldet und verhasst. Da wagt einer, schon am zweiten Tag «herumzumaulen»!

Der Waffenplatzarzt untersuchte mich und kam zum Schluss, ich sei tauglich.

Das Aufgebotsplakat

Unverzüglich fielen meine Haare abends um die Ecke bei einem auf Rekrutenschnitt spezialisierten Coiffeur.

Bei Rekrutierung 1933 hatte ich noch ein spezielles Erlebnis. Damals war es üblich, dass der Jahrgang der 19-Jährigen wohl das Dienstbuch erhielt, sich aber anhand eines Plakates selbst um Ort und Zeit der Aushebung bemühen musste.

Nach der Rekrutierung hat unser Dorfweibel das Plakat einfach mit einem anderen überklebt. Darauf war oben in Grossformat eine Foto des Zuchtstiermarktes in Zug. Ein Unbekannter fotografierte die seltsame Zusammenstellung, oben «Aufgebot zur Rekrutierung 1933» und darunter das Bild der gedrängt auf dem Markt stehenden Zuchtbulln der Braunviehrasse. Er sandte es dem «Nebelspalter», welcher die Foto veröffentlichte mit dem Hinweis, der Sektionschef in Feuerthalen Sorge auf besondere Weise dafür, dass die Armee genügend Nachwuchs erhalte.

Dieser «Nebelspalter» wurde meinem Chef per Post zugestellt. Als er die Foto mit

seinem militärischen Anschlagbrett sah, fuhr er wütend auf, rannte hinaus und riss beide Plakate aus dem Anschlagkasten. Schreiend verlangte er die Zitation des Dorfweibels. Beim Erscheinen des alten Weibels, dem in aller Unschuld der Lapsus passiert war, titulierte er diesen mit der dazumal in militärischen Kreisen gängigen Gradbezeichnung: «Sie verdammts Arschloch.»

Ausgang in die Kirche

Der erste Sonntag war bereits der 5. Dienstag. Von Ausgang keine Rede. Der grösste Teil des Rekrutenhaufens konnte nach Auffassung der Vorgesetzten noch nicht vorschriftsgemäss den im Ellbogen abgewinkelten rechten Arm auf die Höhe des Mützenrandes erheben, wo der im Dienst oft abhandengekommene Verstand seinen Sitz hat. Es wäre ja ein militärisches Verbrechen gewesen, wenn ein Rekrut zufällig beim Aussteigen auf der Station Steg im hintersten Tösstal einen ihm unbekanntem Train-Leutnant nicht korrekt hätte grüssen können. So streng waren die seinerzeitigen militärischen Regeln, dass man lieber die Rekruten an einem Sonntag beschäftigte und zulasten der auch dazumal vollkommen stieren Bundeskasse verpflegte. Wir wurden am Sonntagmorgen erst um 6 Uhr geweckt und nach dem üblichen Schabernack – wie in Zweierkolonne auf die Morgentoilette an den Waschtrog und ja nicht vergessen, mit dem unangenehm riechenden Wasser violetter Farbe unter Aufsicht des Zimmerschefs zu gurgeln und wiederum in Zweierkolonne mit dem Blechgeschirr zum Morgenessen und zurück zum Nes-

ten und Flanken – hiess es: Katholiken, Hose B und Waffenrock anziehen und mit Bajonett in zehn Minuten vor das Zimmer treten. So wurden wir, ein kleiner Haufen von einem ebenfalls katholischen Unteroffizier in Zweierkolonne zur Kirche St. Peter und Paul geführt und in die überfüllten Bänke gezwängt, wo wir alsbald einschlieften.

Kasak/Prosak und Fussball

Zurück im Zimmer, gab es für uns eine angenehme Überraschung, welche natürlich vorher nicht bekannt gegeben worden war, sonst hätten sicher etliche noch vorher ihr konfessionelles Bekenntnis gewechselt. Wir Katholiken durften aufs Nest liegen und warten, bis die Protestanten von ihrem «Seelentürk» zurückkehrten. Sie waren irgendwo in stattlicher Zahl in ein Gotteshaus geführt worden, und für die meisten war dies wohl das erste Mal seit der Konfirmation, dass sie wieder einmal eine Kirche von innen sahen. Ein «Prosak» (das ist eine protestantische Sündenabwehrkanone) soll einen Gottesdienst mit Predigt gehalten haben. Nachmittags mussten wir als füllende Stehplatzgäste an einen Fussballmatch. Der Schulkommandant war ein bei einem Stadtklub engagierter Fussballnarr. So verschaffte er sich einige Verdienste, denn die Rekruten mussten die 30 Rappen Eintritt selbst bezahlen. Wer sich nicht für den «freiwilligen» Matchbesuch meldete, war beim Schulkommandanten «abgemeldet» und musste während des Nachmittags irgend etwas dienstlich, sicher nichts Erbauendes, leisten. Die Gerüchteküche meldete, der Einsatz von 30 Rappen sei lohnender.

Wo der Match stattgefunden und wer gespielt hat, weiss ich nicht mehr. Ich habe nur noch in Erinnerung, dass wir nicht etwa das Tram benutzen konnten an diesem verregneten Sonntag und derart durchnässt zurückkamen, dass es uns nicht mehr möglich war, den gnädigst bewilligten Ausgang von einer halben Stunde auszunützen.

Nun gab es aber während diesem Fussballmatch etwas, das zum Gaudi der Rekruten viel mehr beitrug als die geschossenen Tore. Der auf der Tribüne anwesende Schulkommandant mit dem Spitznamen «Sunnyboy», was er in unseren Augen gar nicht war, mag sich verwundert haben, weshalb ein riesiger, gedrängter Haufen Rekruten, in dessen Mittelpunkt ebenfalls ein Rekrut stand, ohne Zusammenhang mit dem Spielgeschehen in kurzen Intervallen in ein schallendes Gelächter ausbrach.

Ein Rekrut hat vom ersten Tag an nichts anderes von sich gegeben als «Zu

Befehl, Korporal». Was auch immer mit ihm geschah, wer sich mit ihm abgab, ob Kameraden, Unteroffiziere oder Offiziere, der junge Mann sagte nichts anderes als «Zu Befehl, Korporal». Immer war seine Miene gleich und sein Gesichtsausdruck war so beherrscht, dass weder ein Lächeln noch irgendein Zeichen einer Gemütsbewegung über sein Antlitz huschte.

Sanitarische Entlassung

«Zu Befehl, Korporal.» Nun stand er an diesem Sonntagnachmittag auf einmal im Mittelpunkt der ganzen Kompanie und zugewanderten Orte, denn die ganze Schule war auf dem Fussballplatz. Jeder versuchte, doch einmal den «Zu Befehl, Korporal» zu sehen. Es waren keine Offiziere anwesend, nur wenige Korporale waren kommandiert, um Ordnung innerhalb der Kompanie zu halten. Die noch unerfahrenen Unteroffiziere waren machtlos gegen diese Masse.



Aspirant R. Müller
in der OS 1938
(2. von rechts, oben)

Der Rekrut «Zu Befehl, Korporal» beherrschte den Fussballmatch. Wir haben noch mehr gelernt bei diesem Match: Es zeigte sich, dass wenn ein Haufen von Soldaten gross genug war und wenige Unteroffiziere anwesend waren, ihre Befehlsgewalt mit einfachen Mitteln problemlos unterlaufen werden konnte.

Rekrut «Zu Befehl, Korporal» stand einige Tage nachher nachts um ein Uhr auf, stieg auf den Fenstersims im 3. Stock, hielt sich am mittleren Fensterpfosten und brüllte ohne Unterbruch in die städtische Stille «Zu Befehl, Korporal!». Die herbeieilende Wache holte ihn herunter und brachte ihn in die Obhut des Krankenzimmers. Am Morgen wurde er entlassen.

Vierzehn Tage nachher trafen wir ihn in der «Braustube Hürlimann», grinsend hinter einem Glas Bier bei einen ganz normalen Gespräche.

Hohes Fieber

«Vacciniert» steht im Dienstbüchlein. Diesen Ausdruck habe ich später nur noch im Zuge einer flächendeckenden Rindvieh-Impfaktion angetroffen. Am Donnerstag der zweiten Woche war Impfen angesagt. Nach dem Mittagessen mussten wir in den Gang hinaus. «Den linken Oberarm entblössen», lautete das Kommando, und dann kam einer und machte zwei Ritze in den Arm. Aus! Schon ging der Tagestrott weiter. Aber oha, auch hier die militärische Berechnung: Am zweiten Sonntag hiess es, man dürfe nach dem Hauptverlesen ca. um 14.00 Uhr in den Urlaub bis 22.00 Uhr. Hoffnungsvoll starteten wir in diesen schönen, sonnigen Junisonntag. Nach dem Mittagessen kam unvermittelt der



Aspirant R. Müller in der Offiziersschule 1938.

Befehl: «Alle geimpften Rekruten aufs Nest liegen.» Hierin kamen Sanitätssoldaten und verteilten Fiebermesser. Wir mussten die Fieber selbst messen und ahnten, dass alle, deren Temperatur über 37 Grad liegt, ins Krankenzimmer abgeschoben würden statt in den Urlaub zu gehen. Also hatten wir, bevor die Fiebermesser wieder eingezogen und kontrolliert wurden, dafür zu sorgen, dass keine 37 Grad erreicht waren. Nichts einfacher als das, unbemerkt herausnehmen und kurz schütteln, dann fällt die angezeigte Temperatur ganz sicher. Erschreckt stellte ich fest, dass ich bereits nach kurzer Zeit um 38 Grad hatte. Ich war also Kandidat fürs verhasste Krankenzimmer. Ich hatte mich so gefreut, mich wieder einmal bei Mutters vollen Kochtöpfen satt zu essen und im Kreise der Familie bei einem Glas Wein über meine ersten Ein-

drücke rapportieren zu können. War ich doch als dritter Sohn der erste Soldat.

Ich schüttelte meinen Fiebermesser kurz, und er fiel weit unter 37 Grad, sodass mich der Sanitätssoldat komisch, aber sehr verständnisvoll anblickte und freigab.

Zu Hause aber hatte ich um vier Uhr bereits so hohes Fieber, dass ich selbst einsah, sofort wieder einrücken zu müssen und mich dort aufs Nest zu legen, in der Hoffnung, am Montagmorgen seien die Fieber vorbei. Ich wollte auf keinen Fall unter die Obhut des verfluchten Sanitäts-Adjutanten geraten.

Am Montagmorgen bei der Tagwache konnte ich mich kaum auf den Füßen halten und musste mich beim Krankenkorporal melden, der mich ins Krankenzimmer begleitete.

Der Gewehrgriff

«Da kommt einer dieser verdammten Simulanten vom Montagmorgen», rief der verhasste Adjutant von Weitem.

«Messen Sie ihm die Fieber und jagen Sie ihn wieder zum Teufel», befahl er einem Sanitätssoldaten.

Doch ich hatte weit über 39 Grad und wurde sofort ins Bett beordert. Den Adjutanten sah ich erst wieder nachmittags und nur schleierhaft. Die Sanitätssoldaten mussten ihn und den Arzt herberufen, denn inzwischen hatte ich bereits weit über 40 Grad erreicht, und das war wahrscheinlich die Grenze ihrer Kompetenz. Man musste mich beständig umbetten, weil ich Flüssigkeit verlor wie die Baarer Tropfsteinhöhle. Man schüttete mir ungesüßten Lindenblütentee ein, und zwar in solcher Menge, dass ich diesen

während Jahren nicht mehr ausstehen konnte.

Am Mittwochmorgen haben sie mich hinausgejagt. Ich war hundemüde und geschwächt. Der Kompanie-Kommandant schickte mich für einige Stunden ins Zimmer zurück. Sonst aber ging der Trab weiter, doch ich hatte für gut eine Woche einen Knacks und erholte mich sehr langsam. Meine Spannkraft war erloschen, und die ursprünglich positive Einstellung zur Armee verschwand zusehends. Ich liess die Tage gleichgültig abrollen.

Was machte man mit Rekruten, deren einzige Bewaffnung aus dem Langgewehr Modell 1911 bestand? Nur ein kleiner Teil der Rekruten wurden am leichten Maschinengewehr (Lmg) ausgebildet, vornehmlich die kleineren Soldaten. Sie marschierten in der Zugsformation in den hinteren Gliedern, denn es hätte das militärische Bild gestört, wenn einer in der Viererkolonne wegen seiner Länge herausgeragt hätte. Diese Lmg-Schützen erhielten den Karabiner Modell 1931. Er war leichter und bei vielen Drillübungen weitaus praktischer. Ich war länger als der Durchschnitt, bekam also ein längeres Gewehr. Das war auch der einzige militärische Gegenstand, ausser den Schuhen, zu dem ich eine nähere Beziehung hatte und diese auch sorgfältig pflegte. Leider musste ich dieses Gewehr im Mai 1940 im Zeughaus abgeben. Damals begannen die Deutschen den Angriff auf Frankreich und man rüstete nun jeden Schweizer, unbekümmert seines Alters, mit einem Gewehr aus, obwohl man davon nicht genügend besass.

Mit diesem Gewehr hatte ich den Gewehrgriff gelernt. Diese idiotische

sechsteilige Leuteschinderei übten wir stundenlang. Achtungstellung annehmen, Gewehr bei Fuss, genau mit dem Kolbenende auf Höhe Schuhabsatz. Erste Bewegung: ruck, zuck, Gewehr hinaufwerfen, sodass es schräg diagonal vor dem Oberkörper zu liegen kam, die rechte Hand am Griff unter dem Abzug, die linke über dem Visier, Gewehr parallel zum Körper. Zweite Bewegung: Gewehr ruck, zuck, auf die linke Schulter, rechte Hand auf dem Magazin, linke Hand unter dem Kolben, Gewehr parallel zur Marschrichtung. Dritte Bewegung: rechte Hand ruck, zuck, an die rechte Hosennaht, Zeigefinger genau in der Mitte der Hosen, alle Finger geschlossen und stramm gestreckt. Vierte Bewegung: rechte Hand zack, zack, auf das Magazin. Fünfte Bewegung: Gewehr mit der rechten Hand herunterreissen und schräg rechts vom Körper, Mündung nach aussen, Kolben nach innen halten, Abstand vom Boden 25 cm. Sechste Bewegung: Gewehr mit kräftigem, weithin hörbarem Schlag auf den Boden knallen, sodass der Kolben wieder genau mit dem hinteren Teil auf die Höhe des rechten hinteren Schuhabsatzes zu stehen kam. Schluss!

Man soll das zehn Mal lesen und dann versuchen, es auszuführen. Nur wenige beherrschten am Ende der RS den Gewehrgriff so, dass er als Musterbeispiel hätte gefilmt werden können. Im Zugverband oder gar im Kompanieverband sah es am Schluss der Schule nicht übel aus, wenn über 150 Soldaten auf Kommando alle sechs Bewegungen einheitlich mehr oder weniger ordentlich ausführten. Diese Drillbewegungen waren ein ausgezeichnetes Mittel, um die Leute zu schikanieren, sie zu

dressieren und sogenannte Mannszucht zu erzwingen. Musste man diesen Mist allein ausführen, so gab es bei jeder Bewegung etwas zu bemängeln. Oft kneifte einem der Korporal schlussendlich noch in den Hintern und kritisierte, die Arschbacken seien viel zu wenig stramm!

Der Taktschritt

Da ich während der ganzen Rekrutenschule den rechten Zeigefinger verbunden hatte, störte mich der leidige Umlauf bei diesen verfluchten Gewehrgriffen. Es war unvermeidlich, dass man bei einer dieser Bewegungen einmal seine «Pfoten» anschlug und schon blutete es aufs Neue. Ich habe nie einen sogenannten schönen Gewehrgriff geklopft. Mir leuchtete der Zweck dieser aus den Jahren um 1900 stammenden Drillbewegungen nie ein. Geklopft wurde stetig! War man auf der Wache, so hatte jeder vorbeigehende Offizier das Anrecht auf einen sechsteiligen Gewehrgriff. Meistens setzte man mit der ersten Bewegung aber erst dann ein, wenn man sich ausrechnen konnte, dass Bewegungen 4 bis 6 erst dann auszuführen waren, wenn er dem Wachsoldaten wieder den Rücken kehrte. Dann war es ein leichtes, den «Karst» lausig von den Schultern zu nehmen, ihn heftig auf den Boden zu schlagen, sodass der Weiterschreitende im Glauben war, der Gewehrgriff sei vollendet. Da gab es noch einen Quatsch: Den Taktschritt, heute nur noch im tiefsten Afrika in Mode und bei den russischen Wachsoldaten. Dort heisst er «Stechschritt», ist aber der gleiche Unsinn und dient nur dazu, den gemeinen Soldaten mit einer weiteren Schikane zu plagen. Was

haben wir einzeln, in der Gruppe, im Zug und in der Kompanie Taktschritt geübt!

Achtungstellung, Taktschritt, Gewehrgriff und natürlich Grüßen und Melden, damit wurden wir während mehr als der Hälfte der Rekrutenschule beschäftigt.

Es gab da noch das Exerzieren «zum Schuss fertig». Man hatte das stehend, kniend und liegend zu üben, obwohl kein Mensch glaubte, dass der Soldat je einmal vernünftigerweise in die Lage kommen würde, mit dem langen Gewehr stehend einen Schuss auf einen Gegner abzufeuern. Es stand halt noch so im Exerzierreglement von anno 1885, und es war bei der Umbewaffnung vergessen worden, es zu streichen.

Schläge auf den Hintern

Man lernte in der RS auch kriechen, vorzugsweise dort, wo es am dreckigsten war. Man wurde über die Hindernisbahn gehetzt. Allerdings eher selten, dann da sorgte ein Befehl dafür, dass der Vorgesetz-

te in der Regel voranzuspringen habe. Nur wenn kein Höherer in der Nähe war, jagte man uns allein darüber.

Die Hindernisbahn befand sich auf dem Kasernenareal längs der Militärstrasse. Immer hatte es gaffende Zivilpersonen, die mit spöttischen Bemerkungen hauptsächlich die Unteroffiziere und Offiziere aufs Korn nahmen. Man muss wissen, dass in jenen Jahren die Kaserne im roten Stadtkreis 4 lag, also mitten in einem Arbeiterviertel. Es hatte immer Arbeitslose und Schichtarbeiter, die sich ein Vergnügen daraus machten, die Tätigkeit des Militärs ins Lächerliche zu ziehen. Leider waren unsere Höheren sehr oft selbst daran schuld. Trieben es die Spötter allzu bunt am hohen Eisenzaun, setzte sich unvermutet eine kleine Gruppe Unteroffiziere in Bewegung, verliess unauffällig das Kasernenareal, rannte auf der Militärstrasse dem Gitter entlang und packte einige Spötter. Wenn es gelang, wurden diese von der als «Fassmannschaft» bezeichneten Gruppe in die



Oblt R. Müller
in der Zentralschule I (1944,
San Bernardino)

Kaserne geschleift und nicht etwa besonders sanft. Dort wurden sie im Wachtlokal «verpflegt», das heisst, man versetzte ihnen mit einem Meerrohrstecken, den man sonst zur Wolldeckenreinigung benützte, eine Anzahl kräftiger Schläge auf den Hintern. Damit war die Aktion beendet und die Spötter wurden entlassen. An dieser Einsatzübung hatten auch wir unseren Spass. Trotz aller Schinderei liessen wir uns ungern verspotten und wären vermutlich auch bereit gewesen, diese militärische Tradition selbst auszuüben.

Das Schiessen bedeutete für mich Erholung, da ich einer der besseren Schützen war. Ich musste die blödsinnige Übung, im Laufschrift vom Schiess- in den Zeigerstand zu rennen, um den Nuller zu suchen, nie absolvieren. Rekrut Hänggi, unser Pechvogel, musste die Tour täglich mehrmals absolvieren. Man konnte ihm in dieser Lage nicht helfen.

Der «Innere Dienst»

Etwas ganz Besonderes war das Turnen, auch es streng reglementiert. Jede Bewegung musste unbedingt zackig ausgeführt werden. Das wäre ja noch gegangen. Doch aus unerfindlichen Gründen fand während der ganzen Rekrutenschule das Turnen immer am Morgen unmittelbar nach der Tagwache statt. Um 5.30 Uhr war Tagwache und in wenigen Minuten musste man bereits im Turntenue gruppenweise unten im Kasernenhof stehen. Sofort erschollen die Kommandi: Arme seitwärts drehen, eins, zwei, drei und zurück, eins, zwei, drei und so weiter. Die Turnerei war hart, unsinnig und hat nichts zur Leistungssteigerung beigetra-

gen. Im Gegenteil wurde uns dabei der Verleider angehängt; dabei wäre es die einzige Beschäftigung gewesen, bei der man nicht in den unbequemen Exerzierkleidern hätte arbeiten müssen.

Mit «Innerer Dienst» wird der Tagesabschnitt bezeichnet, in dem der Wehrmann seine und die kollektive Bewaffnung, Kleider, Schuhe und alles Gehänge blitzblank in Ordnung zu bringen hat. Da gab es dann die berüchtigten Inspektionen auf Sauberkeit und Vollständigkeit. Trat die Kompanie in sauberem Tenue zum Hauptverlesen an, so ertönte auf einmal das Kommando «Zurück ins Zimmer». Dort kam der Leutnant und inspizierte irgendeinen oder auch mehrere Gegenstände.

«An der Gamelle hat es ja noch Schmutz.»

«Herr Leutnant, Rekrut Mo., ich habe sie geputzt.»

Doch der Leutnant hatte ein ganz kleines Flecklein entdeckt, halb so gross wie eine Filzlaus, und fragte, wann sich der Rekrut zuletzt mit Spaghetti verpflegt habe?

«Vorgestern, Herr Leutnant.»

«Ja, dann putzen sie die Gamelle besser.»

So ging es weiter, hier mit den Hosen, dort mit den Schuhen.

Bei dem einem mit dem Brotsack, beim anderen mit Staub auf der Patrontasche. Schon sass der Grossteil in der Patsche, sodass die Kompanie Gelegenheit bekam, noch zusätzlich ein bis zwei Stunden «Inneren Dienst» zu üben. Nachinspektion am 19.50 Uhr und dann vielleicht Hauptverlesen.

In der Mitte der Rekrutenschule war ich immer noch auf der Liste der Unteroffiziersanwärter. Schon in den ersten Tagen hatte jeder Rekrut einen Lebenslauf zu schreiben. Da war auch die Frage, ob man sich für eine Weiterausbildung interessiert. Der grösste Teil der Rekruten bejahte das. Gegner der Weiterausbildung waren in der Regel Rekruten aus sozialistischen Kreisen. 1934 haben die Sozialdemokraten noch immer, und dies seit 1918, jeden Wehrkredit verweigert und im Nationalrat beharrlich gegen alle militärischen Vorlagen gestimmt. Sozialdemokratische Offiziere waren so selten wie Elefanten im Nationalpark, und auch unter den Unteroffizieren gab es selten ein aktives Parteimitglied. Hätte man von vornherein die Weiterausbildung abgelehnt, wäre man entsprechend etikettiert worden.

Das hatte allerdings zur Folge, dass man, wenn man schulmässig etwas herausragte und auch körperlich einsatzfähig war, eben zu jenen gezählt wurde, die vorge-merkt waren. Da gab es dann auf einmal eine besondere Übung für Uof-Anwärter. Zum Glück waren dies meistens Übungen im Gelände oder Kartenlesen und Beobachten. An einem Freitagabend musste ich auch an eine solche Sonderveranstaltung. Man wollte unsere Leistungsfähigkeit in einem Patrouillenlauf testen. Der Leutnant, Korporal B., Schnellläufer und ebenfalls Offiziersaspirant, und vier Rekruten traten um 18.00 Uhr an und fassten den Patrouillenbefehl. Es galt, einen Posten zwischen Aeugsterberg und Kloster Kappel am Albis zu erreichen. Die Route war vorge-schrieben, über die Uetliberg-Albis-Kette

bis Albishorn, um dann in der Nacht den Posten zu finden. Rückmarsch über die Höhen zwischen Affoltern und dem Reppischtal unter Meldung an gewissen Fixpunkten. Das Ganze wurde wettbewerbsmässig durchgeführt.

Der Leutnant musste nicht den ganzen Patrouillenlauf mitmachen. Er verliess uns unterwegs, benützte eine Abkürzung und traf uns erst wieder im Laufe der Nacht auf unserem Rückmarsch. Auf alle Fälle durften weder er noch wir allein in die Kaserne zurückkehren.

Karabiner blieb zurück

Das Ganze lief ordentlich an. Wir vier Rekruten waren auch keine ausgesprochenen Eichel. Solange der Zugführer dabei war, bestimmte er das Tempo. Sobald er uns verlassen hatte, hetzte uns Korporal B. schonungslos. Laufen konnte er, das musste man ihm lassen. Vom Kartenlesen hingegen hatte er keine grosse Ahnung; da war er auf uns angewiesen. Der Spass verging uns aber bei der ewigen Hetzerei und der blöden Spritzerei, was wir auch für «Würste» seien usw.

Den Posten haben wir gefunden und traten unverzüglich den Rückmarsch an. Erst eine Stunde später, es mag so morgens 3.00 Uhr gewesen sein, schaltete Kpl B. endlich einen Halt ein und befahl, die Zwischenverpflegung sowie einige Schlücke aus der Feldflasche zu nehmen.

Aber dann auf und schnell davon. Wir vier Rekruten haben uns verständnisvoll angeblickt und keiner sagte ein Wort.

Den Leutnant trafen wir auf Anhieb, und es dämmerte bereits, als wir über die Waldegg marschierten. Zeitmässig lagen

wir ausgezeichnet und der Leutnant befahl nochmals einen Halt.

«Jesses, ich habe meinen Karabiner liegenlassen», rief plötzlich Korporal B.

«Sie Mondchalb, hau ab und hole ihn!»

Und der Schnellläufer B. verschwand Richtung Wettswiler Höhe, wo er beim Zwischenverpflegungshalt aus alter Gewohnheit – Unteroffiziere trugen meist keine Waffe – seinen Karabiner im Gras liegen gelassen hatte. Wir haben es alle gesehen, aber eben das Maul gehalten.

Für uns gab es eine anderthalbstündige Pause im tafrischen Gras, und wir hatten bereits einen Teil des versäumten Schlafes wieder nachgeholt, als Kpl. B. schwitzend und keuchend angerannt kam. Es ging nun ganz langsam Richtung Triemli, dem Tram 14 entlang, bis wir in der vorgeschriebenen Zeit kurz vor 5.30 Uhr in der Kaserne eintrafen. Alles wunderte sich, weshalb der Schnellläufer B. so viel Zeit gebraucht hatte mit seiner Patrouille.

Vermutlich hat ihn dieses Vorkommnis endgültig aus dem Kreis der Offiziersanwärter geworfen.

Ein Korporal erschiess sich

Geschundene Soldaten werden stumpf. Das stetige drillmässige Exerzieren, gemischt mit vielen grossen und kleinen Schikanen, lässt Gleichgültigkeit wachsen, auch gegenüber Ereignissen, die unter anderen Umständen jeden normalen Menschen aufrütteln würden. Vielleicht steckt hinter diesem «durch den Kakao ziehen» ein System. Der Soldat soll unempfindlich gemacht werden, um die Widersinnigkeiten des Krieges überleben zu können.

Ein besonderes Ereignis machte uns glauben, wir seien schon so weit.

Ich habe es am Rande miterlebt, war daran jedoch nicht direkt beteiligt. Die Gruppe des Korporals H. hatte tagsüber Wachtdienst. Unsere Gruppe hatte am Morgen den Wachtdienst beendet, aber die Ausrüstung verblieb im Wachtlokal, um im Notfall sofort eingreifen zu können. Im Laufe des Nachmittags fiel ein Schuss im Lokal des Wachtkommandanten. Der vor der Türe stehende Rekrut rannte ins Lokal und stellte fest, dass Korporal H. tot am Boden lag.

«Alarm, Wache heraus»: Wir stürmten vom Kasernenplatz, wo wir Gewehrgriffe geübt hatten, zurück ins Wachtlokal, ahnend, dass der vernommene scharfe Schuss etwas Besonders bedeuten musste. Als jeder an seinem Platz im Wachtlokal war, geschah nichts. Dass etwas Furchtbares geschehen war, erzählten uns die Kameraden von der Gruppe H. und dass der verhasste Korporal erschossen im Wachtlokal lag, vernahmen wir auch. Doch was war passiert? Im Laufe der Abendstunden ergänzten sich dann einzelne Informationen.

Korporal H. musste mit einem Wachtsoldaten die Magazine, wo die scharfe Munition lagerte, kontrollieren. Dort habe er, laut Rekrut, einen Lader (6 Schuss) scharfe Munition herausgenommen und eingesteckt. Kurz nach Rückkehr aus den Kellerräumen begab sich H. ins Lokal des Wachtkommandanten und schloss die Türe. Er muss seinen Karabiner geladen haben, steckte den Lauf in den Mund und erschoss sich. Die Wucht der Explosion war ungeheuer. Sein Kopf flog in hundert Fetzen und klebte überall an den Wänden



Hptm R. Müller 1945

und an der Decke. Es war kein schöner Anblick.

Seelische Teilnahmslosigkeit

In einer normalen Gesellschaft gäbe ein solches Ereignis einen Schock. Hier hatte man das Gefühl, nur wenige Unteroffiziere seien betroffen vom Selbstmord ihres Kameraden.

Nicht, dass man einfach zur Tagesordnung übergegangen wäre, nein, das Verhalten und das Programm wurden eindeutig umgestaltet. Es gab vorübergehend keine Brüllerei mehr, auf Schikanen wurde verzichtet. Der Ausgang wurde jedoch gestrichen, nur für eine halbe Stunde durften wir zugweise in die Kantine. Es dauerte zwei Tage, bis der Korporal H. beerdigt war, und dann setzte schlagartig wieder das normale Soldatenleben ein.

Ein Zug Rekruten wurde zur Beerdigung abkommandiert. Wir waren es nicht, man nahm einen andern Zug. Für eine militärische Beerdigung gab es ganz spezielle Regelungen: Musik, Fussmarsch hinter dem Sarg, drei blinde Schüsse beim offenen Grab, Senken der Fahne, Rückmarsch mit Marschmusik.

Unser Rekrutenschulspiel, das bis anhin nur zackige Marschmusik geübt hatte, probte nun stundenlang in der gegenüberliegenden Reithalle einen Trauermarsch.

Ja, wir waren abgestumpft, und der tragische Hinschied des Leuteschinders bewegte uns nicht besonders. Man hat mit 19 oder 20 Jahren auch noch nicht die Lebensreife, um aufgestaute Hassgefühle rasch in Mitleid und Bedauern umstellen zu können. Die Unteroffiziere und Offiziere müssen aus diesem Vorkommnis doch etwas gelernt haben. Die Teilnahmslosigkeit der Rekruten beim Tod eines Vorgesetzten liess aufhorchen. Es fehlte die gefühlsmässige Verbundenheit von unten nach oben. Eine Kompanie, die auf diese Art reagierte, war im Ernstfall nur wenig wert. Offensichtlich hat auch die Schinderei eine Grenze und kann leicht zum kollektiven Kollaps führen.

Verlegung ins Bündnerland

Gegen Ende der Rekrutenschule kam der sogenannte Ausmarsch, auch Verlegung genannt. Unsere Zürcher Schule hatte das Glück, ins Prättigau zu kommen. In jenen Juliwochen war in Österreich Bundeskanzler Dollfuss von extremen Nationalsozialisten ermordet worden. Es garte bedenklich in unserem Nachbarland, und es dauerte ja nur kurze Zeit, bis Hitler in

Österreich einmarschierte und den sogenannten Anschluss zu Grossdeutschland vollzog. Das Gerücht, wir seien aus speziellen Gründen an die Grenze verschoben worden, wurde noch genährt durch den Umstand, dass Schikanen und Drill merklich milder wurden. Im Bahnhof Wollishofen wurden wir «verladen», wie das in Militärdeutsch so schön heisst. Auch das ging nicht ohne ganz bestimmte Kommandi, und der Spass wurde einige Tage vorher trocken geübt. Doch als es wirklich so weit war, hatte ich den Eindruck, es habe sich gelohnt. Man wurde paketweise abgezählt, jedes Paket so bemessen wie Plätze im Drittklass-Wagen. Auf das Kommando «bereit machen» nahm man das Gewehr in die Hand, der Tornister war links lose angehängt, und auf ein besonderes Trompetensignal rückte man in Einerkolonne vor und stieg ins zugewiesene Abteil. Die vordersten marschierten in die Mitte des Wagens und alles verlief so ordentlich und friedlich wie auf keiner Schulreise. Vorher hatte ein Korporal als Wagenchef das Abteil inspiziert und alle Fenster geöffnet.

Jeder hatte auf seinem Platz zu sitzen, Tornister auf dem Gepäckträger, Gewehr zwischen den Schenkeln. Fenster schliessen auf Kommando, und der Wagenchef bestimmte, wann und wie weit einzelne Fenster geöffnet werden durften. Den Mädchen zuwinken oder den vorbeiflitzen Bahnhofvorstand mit Gebrüll zu begrüssen, war natürlich nicht gestattet. Zuvorderst im Zug fuhren die Offiziere in einem Zweitklass-Wagen und hinten folgten die Viehwagen für die Reit- und Zugpferde. Dann gab es einige offene

Güterwagen für den Fourgon und die Feldküche. In Landquart stiegen wir aus.

Fussmarsch mit klingendem Spiel

Jetzt marschierte das ganze Rekrutenbataillon, in Viererkolonnen, mit klingendem Spiel voraus, ab. Zuvorderst ritt mit gezücktem Säbel ein Hauptmann, der den Major abverdiente. Es folgten vier Pferde nebeneinander, der Adjutant, der Arzt, der Quartiermeister und ein Veterinär. Dann kam die Musik, etwa 30 Mann, und dann der berittene Kompaniekommandant der 1. Kompanie. Hinter ihm marschierte ein Tambour, der sofort trommeln musste, wenn der Blechmusik der Schnauf ausging oder das Stück zu Ende war. Selbstverständlich war das Tenue der Rekruten bis auf das letzte Riemchen am Brotsack einheitlich. Das Gewehr wurde an der linken Schulter getragen, der rechte Arm im Gleichschritt vorschriftsgemäss geschwungen, damit ja ein ganz einheitliches Bild entstand. Jeder blickte immer geradeaus, lachen streng verboten und das Maul strikte geschlossen.

Ausserhalb der Dörfer wurde jeweils Freimarsch befohlen. Je nach Witterung durften wir den Kragen und sogar zwei Knöpfe am Waffenrock öffnen. Rauchen war gestattet. Aber der ganze Tross immer im Gleichschritt. Der arme Rekrut Mo. musste immer wieder trommeln, das war der Ausgleich für seine genossenen Floonerstunden.

Kaum war ein Dorfeingang in Sicht, wurde schlagartig alles wieder umbefohlen, denn es hätte ja sein können, dass der vorausreitende Schulkommandant seine Schule im Dorf hätte inspizieren wollen.

Dann mussten alle den Kopf drehen, ihm streng in die Augen blicken, denken, was sie wollten, und auf der Höhe seiner Pferdehälfte wieder ruckartig geradeaus blicken.

Stimmung auf dem Nullpunkt

Gegen Abend ballten sich die bekannten Gewitterwolken um die umliegenden Höhen und nach drückender Schwüle begann es zu blitzen und zu donnern. Es goss und goss. Anfangs war es eine Erlösung, doch bald waren wir trotz unseren Zeltblachen durch und durch nass. Es wurde weitermarchiert, als wäre das schönste Wetter.

Gegen 09.00 Uhr abends bezogen wir auf einer Alp eine sogenannte Ausgangsstellung, das heisst, wir lagerten gruppenweise unter Wetzertannen und der Leutnant verzog sich mit den übrigen Offizieren in eine Alphütte. Aber oha, diesmal erschien er ziemlich rasch wieder und wir rochen den Braten. Offenbar war befohlen worden, im Gefecht liege der Leutnant bei seinem Zug. Das hat uns die Nacht im regennassen Farnkraut etwas versüsst.

Der Kakao sei selber zu machen, sagte der Feldweibel um morgens 04.00 Uhr. Also, nasses Holz sammeln und versuchen, Feuer zu machen. Tambour Mo., der zur sogenannten Kommandogruppe gehörte und das Privileg hatte, im Gegensatz zum Leutnant in der Alphütte zu nächtigen, erschien im Halbdunkel mit zwei Gamellen voll Milch. Er organisierte dies für uns, damit der Kakao nicht allzu wässrig wurde.

Dann wurde missmutig abgetrottet in Richtung irgendeiner Passhöhe. Langsam merkten wir, dass wir offenbar nach

St. Antönien marschierten. Wir erhofften uns eine angenehme Unterkunft, zum Beispiel im Schulhaus.

Mit hängenden Köpfen marschierten wir aber weiter und liessen das gastliche Dorf hinter uns. Es regnete wieder. Die Stimmung war auf dem Nullpunkt. Nebelfetzen hingen herum und die ganze Gegend interessierte uns nicht, sie war einfach nicht mehr da. Wir überquerten einen Bach, gingen durch die Wiesen und erblickten den Fourier. Er krächzte: «Das ist die Unterkunft für den 3. Zug.» Höhnisches Gelächter quittierte das. Doch es war so. Drei offene Heustadel und daneben ein kleines Alphüttchen, unter dessen Türe ein Senn stand.

Die Unterkunft wurde bezogen. Wir schütteten Stroh längs den Wänden auf, aber man spürte den harten Boden trotzdem noch. Jedem Rekruten wurde ein Schlafplatz von ungefähr 50 cm zugewiesen. Am komfortabelsten wurden die Gewehre untergebracht. Für sie mussten wir aus Dachlatten einen sogenannten Gewehrrechen erstellen. Die Kompanie lag weit auseinander gezogen in einem Talkessel. Ganz oben am Hang lag ein kleines Sommerdörfchen mit einer Alpwirtschaft. Dort logierten die Offiziere, Feldweibel und Fourier. Während den zwei Wochen waren fast ausschliesslich Übungen mit scharfer Munition angesetzt. Bei einem Zugsgefechtsschiessen wurde der erste Durchgang ohne Schuss geübt. Die Unteroffiziere hatten zu pausieren und ein Rekrut musste die Gruppe führen. Ich hatte die Gruppe zu übernehmen und die Übung gelang glänzend. Meine Kameraden waren mit Feuereifer dabei und bemühten

sich, einen guten Eindruck zu hinterlassen. Dann wurde das Ganze wiederholt, aber mit scharfer Munition unter dem Kommando der Unteroffiziere. Aber der Türk ging in die Binsen.

Die Gruppe Me. hängte wieder den alten Trott heraus und rückte trotz den bis zur Heiserkeit gebrüllten Befehlen nur sehr schleppend vor und blieb länger als nötig in den hohen Heidelbeerstauden liegen. Bei der Kritik bemerkte der Instruktionsoffizier, es sei doch sonderbar, dass das Ganze besser funktioniere, wenn ein Rekrut kommandiere. Jetzt war Kpl Me. natürlich wieder stocksauer auf mich.

Die Rache des Tambours

Mich schonte er einigermaßen, um nicht zu zeigen, dass er nur wegen der missglückten Übung an mir Rache nahm. Hingegen kam nun Mo. an die Reihe: «Im Gebirge brauchen wir keine Trommel, ab damit ins Magazin und mit Sack und Pack zurück zum Zug. Kpl Me. wollte aus dem Tambouren Mo. unverzüglich einen brauchbaren Füsilier machen.

Die Rache des Tambours war süß und verhängnisvoll. Kpl Me. war der einzige Unteroffizier, der in der Nähe des Zuges Unterkunft bezogen hatte. Er schlief in einer kleinen Kammer in der Hütte des Alpenns. An der Wand war eine Pritsche befestigt und darunter hatten wir jeweils abends die scharfe Munition zu depo-



Oberstleutnant R. Müller muss sich ohne Tisch und Stuhl verpflegen (ca. 1963)

nieren, welche am andern Morgen bei Tagwache verteilt wurde.

Während der Nacht stand wechselweise ein Rekrut als Kantonnements-Wache vor dem Gaden. Oben bei der Alpwirtschaft, etwa ein Kilometer taleinwärts, befand sich die Kompanie-Wache. Alle Umstände wie Teefassen oder Zwischenverpflegung waren so dotiert, dass man annehmen konnte, auch das Frühstück werde im Gras eingenommen. Vor allem die Gerüchteküche aus dem Kompanie-Büro liess mit Bestimmtheit annehmen, dass bereits während der Nacht aufgebrochen werde.

Mo. fädelt alles geschickt ein. Mit der Wache oben beim Kompanie-Büro wurde vereinbart, dass eine stille Tagwache stattfindet: Bei kreisender Taschenlampe solle der Zug geweckt und unverzüglich abmarschiert werden.

Alles gelang reibungslos. Als morgens kurz nach zwei Uhr der Zugführer und die

übrigen Unteroffiziere eintrafen, stand der ganze Zug bereits abmarschbereit vor den Ställen. In Einerkolonne ging es hangaufwärts Richtung Sulzfluh.

Langsam dämmerte es, und um sechs Uhr wurde befohlen, die Zwischenverpflegung (kalter Tee, hartes Brot und ein Stück Käse) einzunehmen.

«Kpl Me. an die Spitze des Zuges», rief der Leutnant.

Wo ist denn der Me.? Er meldete sich nicht. Haben wir ihn in der Dunkelheit verloren? Warum ist er nicht in seiner Gruppe? Fragen über Fragen. Niemand schien etwas zu wissen. Der Leutnant war wütend. Bald musste der ganze Zug antreten zur Scharfschussübung. Kurz nach Aufbruch sah man weit unten einen einzelnen Wehrmann hangaufwärts streben. Es war der vermisste Korporal, der sich einige Zeit nachher beim Kompaniekommandanten meldete mit der Begründung, er sei nicht geweckt worden. Das sei seltsam, sagte dieser und befahl, die Sache zu untersuchen.

Fourier trottet ab

Tambour Mo. behauptete, er sei in die Kammer des Kpl Me. eingetreten, um unter der Pritsche die scharfe Munition zu holen. Sie seien zu dritt gewesen und Me. sei geweckt worden. Behauptung gegen Behauptung. Doch schien die Version der Rekruten glaubwürdiger, denn es war anzunehmen, dass die drei Rekruten mit ihren Marschschuhen ziemlich Lärm gemacht hatten. Es war auch allgemein bekannt, dass die Weckordonnanzen mit grossem Vergnügen Vorgesetzte in aller Lautstärke aus dem Schlaf rissen.

Kpl Me. bekam fünf Tage einfachen Arrest aufgebremmt und war damit endgültig geknickt.

Der Zug hielt dicht. Niemand erfuhr, dass die drei Rekruten unter Führung des Tambour Mo., leise wie Indianer, barfuss im Stockdunkeln die Munition unter dem Nest des Korporals hervorgeholt und weder er noch der Senn in der Nachbarkammer etwas von unserer stillen Tagwache gemerkt hatten.

In diesen Tagen ergab es sich, dass die Rekruten den unbeliebten Fourier für einmal blossstellen konnten. Die Kompanie war angetreten zum Hauptverlesen. Wir standen zugswise im nassen Gras und mehr oder weniger ausgerichtet in der abschüssigen Wiese.

«Offiziere, Unteroffiziere, mir nach, Kantonnements-Inspektionen», befahl der Kompaniekommandant. Die Kompanie befahl er in die Obhut des Fouriers. Dieser stellte sich wie ein Pfau vor den Haufen und wollte dafür sorgen, dass weder geschwätzt noch Witze gerissen wurden.

Schon bald begann in der hintersten Reihe des ersten Zuges ein dumpfer Gesang nach der Melodie der Wolgasänger: «Mir händ Hunger, mir händ Hunger.» Fourier Mü. rannte vor den ersten Zug und brüllte: «Ruhe, Ruhe!» Da begann der Gesang am andern Ende der Kompanie. Der Fourier rannte hin und her wie ein aufgeschrecktes Huhn. Zum ersten Mal, da ihm die Kompanie anbefohlen war, sollte es ihm nicht möglich sein, sich durchzusetzen. Er scheiterte. Am Schluss sang beinahe die ganze Kompanie: «Mir händ Hunger.»

Jetzt kam das «Rösslispiel» angerannt, und sichtlich erregt stellte sich der Kommandant vor die Kompanie und machte einen weiteren Fehler. Statt scharf zu kommandieren und die Ruhe wieder herzustellen, herrschte er die inzwischen verstummte Meute an: «Wer häd Hunger?»

«Mir händ Hunger», brüllten alle 120 Rekruten.

Der Oberleutnant kehrte sich um und befahl dem Fourier, Landjäger und Brot zu holen. Die Fassmannschaft wurde aufgerufen, und der Fourier trottete mit eingezogenem Schwanz in die Küche.

Rekrut Müller verliert die Nerven

An einem späten Nachmittag wurden alle Unteroffiziersanwärter, ob willig oder unwillig, zum Kompanie-Instruktor befohlen. Auf dem Latrinenweg hatten wir erfahren, dass eine Ausscheidung zwischen A- und B-Vorschlägen durchgeführt werde. In welcher Form die Entscheidung erfolgt, wussten wir nicht. Welche Fähigkeiten da

in einigen Minuten getestet werden sollten, war uns schleierhaft,

Ich kam an die Reihe, musste einen Gewehrgriff klopfen und mich anmelden. Auf fünf Meter Distanz sah ich, wie Hptm W. unverzüglich eine Null hinter meinen Namen setzte.

B-Vorschlag hiess das: Man schob die Frage der Weiterausbildung dem Einheitskommandanten im folgenden Wiederholungskurs zu. Zusammen mit dem ebenfalls mit B vorgeschlagenen Tambouren Mo. trottete ich erleichtert vom Kuhstall weg. Wir genossen gemeinsam den schönen warmen Sommernachmittag.

Der Rückmarsch nach Landquart, die nächtliche Fahrt nach Zürich und der Bezug der Kasernenunterkunft: Ich habe alles vergessen, wahrscheinlich haben wir dies schlafend ausgeführt.

Am Montagabend kam unsere Gruppe nochmals auf die Wache. Kpl Me. spielte wieder einmal das alte Schwein. Er liess uns absichtlich im Regen stehen, löste



Robert Müller, Chef der Finanzverwaltung Dietikon (ca. 1977).

nach vier Stunden ab und begann sofort, jeden einzeln zu schlauchen: Gewehrgriff, anmelden, Taktschritt. Und wiederholen: Gewehrgriff, anmelden in 100 m Distanz und so fort. Mir wurde es zu bunt. Als ich endlich ins Wachtlokal zum Schlafen abtreten konnte, warf ich das Gewehr auf das Bett, versetzte meinem Stahlhelm einen Tritt, dass er lärmend über Tisch und Bänke polterte und die Schlafenden weckte. Wutentbrannt warf ich mich auf die Pritsche. Vermutlich hatte mich Rekrut Sch. verpiffen. Me. wollte die Sache untersuchen, doch die anderen hielten dicht. Ganz ungeschoren bin ich aber nicht davongekommen. Aber der Kompaniekommandant wollte in den letzten Tagen nicht noch eine Staatsaffäre. Er befahl, dass ich bis zum Schluss der Woche Wache zu schieben, aber nicht mehr mit der Gruppe Me. auszurücken habe.

Zum Schluss noch einige allgemeine Bemerkungen

Zum Thema Geld und Geist: Über letzteren hat der Rekrut nichts zu berichten. Geld hingegen war eine derartige Mangelware, dass täglich darüber geklönt wurde.

Ich bin eingerückt mit einem Vorrat von ca. 15 Franken. Wer mehr hatte als zwanzig Franken, musste den Mehrbetrag beim Fourier deponieren. Es bestehe Diebstahlsgefahr.

Sold erhielten wir am Wochenende pro Tag 70 Rappen.

Erlaubte man sich einmal zum Frühstück Butter und Konfitüre, kostete das 30 Rappen. Durst hatten wir in diesen heissen Sommertagen, und Hahnenwasser war schon damals nicht besonders gefragt.

Ein grosses Bier oder ein grosser Süssmost kostete wieder 30 Rappen, also musste auf beides verzichtet werden.

Wenn man abends im Ausgang einmal pro Woche sich einen Servelat-Salat mit Brot und Bier leisten wollte, kostete das Fr. 1.50. So reichte es praktisch nicht mehr fürs Billett am Sonntag. Transportgutscheine für die Heimfahrt gab es nicht. Ein Lohnausgleich war völlig unbekannt. Nur ganz selten gab es Rekruten, die von ihrem Arbeitgeber eine kleine Entschädigung während der Dienstzeit erhielten. Die negative Einstellung der arbeitenden Bevölkerung gegenüber dem Militär hatte auch mit der miserablen finanziellen Lage der Wehrmänner zu tun. Der Sold reichte nicht, um an den wenigen bewilligten Abenden einzukehren. Ich vertrieb mir meine Freizeit mit Kameraden vor allem im Hauptbahnhof, so wie heute die Italiener.

Ständige Hungergefühle: Das wäre übertrieben. Doch wir waren alle immer ungesättigt, eine Meute junger Hunde. Das Essen war eintönig, der Küchenchef ein Schwein, ein seltener Fall. Die anderen Kompanien wurden besser gepflegt. Zum Frühstück gab es entweder Kakao und steinharten Militärzwieback, zwei bis drei Jahre gelagert. Er kam aus der Kriegsreserve, und die Rekruten hatten ihn anstelle von Brot pflichtgemäss umzusetzen. Konnte man ihn am nächsten Tag «schiggen», war er erträglich. Die Zeit fürs Frühstück war jeweils so knapp, dass der Zwieback selbst im schmackhaften, dicken Kakao nicht weich zu kriegen war.

Kaffee war immer begleitet von einem Stück Käse. In der Schweiz gab es dazumal

eine Käseschwemme. Wegen der Weltwirtschaftskrise stockte auch der Käseabsatz auf der ganzen Welt, was unsere Kühe aber nicht merkten. Als Ausweg kam die Armee zum Zuge, die einfach anstelle von Fleisch vermehrt Käse vertilgen musste. Ich sehe heute noch die Haufen von Käseresten auf den Tischen nach dem Morgenessen. Abends folgten Käseschnitten.

Geessen wurde aus Blechgeschirr. Die Fassmannschaft hatte dieses aufzutischen, nach dem Essen in der Küche zu waschen und zu trocknen. Oft war das Geschirr angerostet und unappetitlich. Im Feld ass man aus dem Gamellendeckel und putzte ihn mit Sand und Wasser, was nicht immer einfach war. Dieser Deckel war ein sehr beliebtes Inspektionsobjekt.

Am Samstag, den 4. August 1934, wurden wir entlassen. Kein grosses Hallo, das war verboten. Die Stimmung war gedrückt. Die Mehrzahl von uns ging einer ungewissen Zukunft entgegen. Wir fuhren heimwärts, bepackt mit der vollständigen und blitzsauberen Ausrüstung.

Die wenigsten von uns hatten einen Arbeitsplatz. An Geld hatten wir gerade noch den letzten Sold, Fr. 2.20 total. Man hatte ans noch Fr. 2.70 abgezogen für sogenannte kollektive Materialverluste.

Es war kein heiterer Abschied und es regnete wie am Einrückungstag.

Robert Müller wurde 1914 als Sohn eines SBB-Beamten geboren und ist mit vier Brüdern in Feuerthalen ZH aufgewachsen. Nach dem vorzeitigen Austritt aus der Kantonsschule absolvierte er eine Verwaltungslehre, wurde Steuersekretär und bald Gemeindegeschreiber in Dielsdorf.

1941 wählte ihn Dietikons Exekutive aus 50 Bewerbern als Gemeindegutsverwalter.

1948 war er zusammen mit der Fürsorgerin Paula Jucker Initiator der heute noch blühenden gemeinnützigen Baugenossenschaft Schächli.

Ab den Fünfzigerjahren hat Robert Müller als Finanzverwalter für die rasch wachsende Stadt immer wieder Grundstücke für öffentliche Bauten zu vorteilhaften Bedingungen gekauft.

Er überzeugte 1960 den Kantonalen Militärdirektor, den Waffenplatz ins Reppischtal zu verlegen (Eröffnung 1987) und erwarb auftragsgemäss bei Nacht und Nebel einen grossen Teil des Geländes.

Militärisch bekleidete Robert Müller den Grad eines Obersten und war am Schluss als Kriegskommissär für Verpflegung und Unterkunft der 12. Division verantwortlich.

Nach seiner Pensionierung Ende 1978 hat er sich nochmals intensiv mit der Geschichte Dietikons beschäftigt und mehrere Neujahrsblätter verfasst. Auch Aktivitäten für das Wohlergehen der Senioren lagen ihm am Herzen.

1994 hat der Stadtrat Robert Müller auf Grund seines grossen Engagements für die Gemeinde und für seine ausgesprochen soziale Haltung zum Ehrenbürger ernannt

Der 1997 Verstorbene war Vater zweier Kinder.

Marschbefehl. Rekrutenschule: Art RS 225 1953

Hans Tiefenbacher



Einrückungsort: Kaserne Frauenfeld.

Datum: 20. Juli 1953. Zeit: 13.45 Uhr.

Wenn man sichs so überlegt, beginnt die RS bereits mit der Aushebung. Je nach Aushebungsoffizier, der mit der Subtilität eines Dampfhammers eine Truppengattung beliebt machte, war der Einrückungsort zum Voraus bekannt. Ein Infanterist aus dem Zürcher Limmattal hatte in der Regel in die Kaserne Zürich einzurücken, ein mausgrauer Übermittlungspionier nach Bülach, ein Pontonier nach Brugg und ein Artillerist je nach Landsteil seiner Herkunft nach Bière, Sitten, auf den Monte Ceneri oder nach Frauenfeld. Je nach Dienst- und Wohnort wusste man Fahrpreis und Reisedauer in den Urlaub und retour und nicht zuletzt war man durch

ältere Kameraden orientiert, was einem auf dem entsprechenden Waffenplatz blühte. Ich meine nicht die Flora: nein, die kleine Tierwelt, die Mücken und Vögel der Instrukturen. Z.B. der ältere Adjutant Ponnard, immer einen Stumpfen, ob glühend oder kalt, im Mund; auch der Chef MWD (Motorwagendienst), der einen Hühnerhof besass, die Eier dem Fourier zu Höchstpreisen verkaufte, um das Sackgeld aufzubessern, damit die Kollegen nicht auch sein Bier bezahlen mussten; der Schulkommandant, der lieber Segelregatten organisierte als die Schule führte; oder wie jener, der den ganzen Tag zum Fenster hinausschaute, um am Schulrapport ellenlang über festgestellte Inkonvenienzen zu motzen. Über das vorwiegend tadellose Berufskorps wurde wenig erzählt. Doch lassen wir das. Nochmals, die RS fängt mit der Aushebung an.

Zum «Beobachter» gestempelt

Selbstverständlich spielte der Beruf bei der Aushebung eine Rolle; der Zimmermann zu den Sappeuren, der Drogist zur Sanität. Wichtiger war jedoch das Kontingent, das ein Aushebungsoffizier zu liefern hatte. Gegen 60 Prozent Füsiliere war die Quote. Ergo musste zuerst diese sichergestellt werden. Auch die Infanterie brauchte Mannen, die mit Holz und Eisen umgehen konnten. Da lächelte im Herbst 1952 das Glück. Es ist doch so, geschätzte Leserin, geschätzter Leser, wer spät am Abend noch ein Hotelzimmer sucht, erhält nicht das beste, wer mit einer Gesellschaft reist, dem wird auch nicht das nächste Bett zum Speisesaal zugewiesen, wenn sein Name mit einem der letzten Buchstaben im Alphabet beginnt.

Bei mir wars umgekehrt. Am letzten Aushebungstag der Letzte. Wie vier Klassenkollegen wollte auch ich zur Artillerie. Mit Ach und Krach hatten sie es fertiggebracht, dass ihrem Wunsch entsprochen wurde. Ich sehe den Obersten Martilloni, Aushebungsoffizier der Zone VII, noch heute am Tisch sitzen. «Sie wollen zur Artillerie? Alle Gymnasiasten wollen zur Artillerie, keiner zur Infanterie!» (Er sprach nicht Hochdeutsch, sondern wie ein Tessiner eben Schweizer Mundart spricht.) Ich getraute mich nicht zu antworten und sah die Felle davon schwimmen. Oberst Martilloni wuschelte in einem Ordner, hielt einen Moment inne und nickte. Ohne aufzuschauen diktierte er der Ordonnanz am Nebentisch: «Truppengattung Artillerie.» (kurze Pause) «Ausgehoben als Beobachter.» (kurze Pause) «Zur Einberufung in die Rekrutenschule dem Kanton Zürich zugewiesen. Weisungsgemäss stempelte die Ordonnanz im Rythmus der Pausen die Sprechblasen ins Dienstbüchlein. Oberst Martilloni blickte auf, lächelte. «Sind Sie jetzt zufrieden?» Erst musste ich Atem holen, dann kleinlaut: «Ja, schon», denn ich wusste nicht recht, was «Beobachter» heissen soll. «Gut», sagte der Oberst, liess sich das DB (Dienstbüchlein) reichen und schaute zufrieden auf dessen Deckel, dann lächelnd mir zu: «So wünsche ich Ihnen – Rekrut Tiefenbacher – eine gute RS» und entliess mich.

In knapp einer Minute wurde ich zum Beobachter bei der Artillerie gestempelt. Ich wusste, es gab bei der Artillerie Kanoniere, Vermesser, Übermittler und wie bei jeder Truppengattung auch Motorfahrer; aber Beobachter? Ich hatte zwar von vorgeschobenen Beobachtern der Artillerie

bei den Fronttruppen im Koreakrieg gelesen. Sie hatten den zurückgestaffelten Geschützstellungen aufgeklärte Ziele per Funk zu übermitteln, deren Beschuss und die Wirkung zu beobachten und den Kommandostellen zu melden. Wie dem auch sei, im folgenden Jahr sollte ich erfahren, was ein Beobachter bei der Artillerie zu tun hatte.

Wetterfrösche für die Artillerie

Und er kam, der 20. Juli. Herrliches Sommerwetter. Statt Ferien irgendwo geniessen, Rekrutenschule in Frauenfeld. 18 weitere junge Männer, davon 6 Welsche, sollten mit mir in den nächsten 17 Wochen zu Beobachtern bei der Artillerie ausgebildet werden. Wir erfuhren gleich, welcher Fakultät wir angehörten. Fakultät war der richtige Ausdruck. Wir waren alles Studenten; und ich will es gleich vorwegnehmen, wir wurden auch als solche von den Vorgesetzten respektiert. Leutnant Matzinger, ein forscher Zugführer mit leicht preussischem Auftreten, wie uns beim ersten Eindruck dünkte, stellte uns nach dem Appell einen zweiten Leutnant und drei Korporale vor. Dann belehrte er uns Grünschnäbel: Beobachter sei eine irreführende Bezeichnung. Unsere Aufgabe sei, die Atmosphäre bis auf 8000 Meter über Grund nach Luftdruck, Luftfeuchtigkeit und Temperatur zu sondieren sowie die Richtung der Höhenwinde und deren Stärke festzustellen. Die phänomenologischen Daten seien für die schiessende Artillerie in ballistische Werte umzusetzen, dass sie die gerechneten idealen Schiesselemente, Schussrichtung und Schussdistanz, auf ein Ziel korrigieren könne. Wenn Sie,

verehrter Leser, liebe Leserin, den Kopf schütteln, kann ich Sie begreifen. Aber wenn Sie unsere Aufgabe mit der der Meteorologen vergleichen, wird die Irritation geglättet. Wir machten dasselbe wie die Wetterfrösche, nur die Verwertung war eine andere. Statt Isobaren und deren Verlauf zu konstruieren, um daraus eine Wetterprognose zu erstellen, bestimmte der Wetterzug für verschiedene Höhenschichten, die ein Geschoss durchflog, die Werte, um die durch den Wind und die Luftdichte verfälscht vorgegebene Geschossflugbahn korrigieren zu können. Was also wir Beobachter können mussten, klärte uns der Zugführer mit instruktiven Schaubildern in der ersten Stunde der RS auf. Das konnte heiter werden!

Nach dem Abschluss der üblichen Zeremonien der Einkleidung im Zeughaus, der Erklärung der Postordnung 1. Teil, sprich Innerer Dienst, und einem Nachtessen, bestehend aus Erbsenmehlsuppe mit Schüblig, grünem Salat und als Getränk Schwarztee mit Zitrone, folgte die Begrüssung durch den Kompaniekommandanten. Inhalt der kurzen Ansprache: Disziplin und Pflichterfüllung. Dann hatten wir Freizeit. Wir Beobachter sassen zusammen, um uns fürs Erste kennen zu lernen. «Woher kommst du? Wo studierst du?» 21.30 Uhr Zimmerverlesen. 22 Uhr Lichterlöschen. Was für ein Tag! Was werden die nächsten bringen? Trotz der vielen Eindrücke war ich bald eingeschlafen. Um sechs Uhr wird Tagwache sein.

Nebst uns Beobachtern waren noch Telemetristen eingerückt. Das waren Spezialisten für die Zielvermessung. Sie sind nicht mit Telemetern ausgerüstet,

sondern mit Theodoliten. Im Zivilen sagte man den Telemetristen Geodäten. Später stiessen noch Zielraum-Fotografen und Motorfahrer dazu. Die sogenannte Spezialisten-Schule der Artillerie, einmal pro Jahr durchgeführt, von den gewöhnlichen Artilleristen als Akademie verballhornt, bildete nur eine Kompanie-Einheit für die allgemeine Ausbildung mit einem Bestand von 120 Köpfen inklusive Milizkader. Die Fachausbildung und der Einsatz erfolgte in Zügen. Darum wurden auch die Kompanie-Dienste, Feldweibel und Fourier, ein militarisierter Zivilküchenchef und ein Chef Motorwagendienst, durch Instruktooren versehen. Nur Zugführer und Gruppenchefs waren ihren Grad abverdienende Milizler.

Ein Alphetier und patente Kerle

Wie sich im Verlauf der Schule herausstellte, war der Zugführer Lt Matzinger ein kompetenter Teamchef in allen fachlichen Belangen und Situationen, eine natürliche Autorität mit trockenem Humor. Er konnte auch lachen, wenn einmal etwas schief ging. «Fehler machen dürft ihr, aber nicht leichtsinnig und den gleichen nicht mehr als zweimal», redete er uns ins Gewissen. Krummes müsse kompromisslos gradgebogen werden. Ein Alphetier also, dem man der Aufforderung «mir nach!» einfach folgen musste. Offenbar gibt es intelligente Leute mit einem IQ höher als 120, aber nicht gescheit genug, zwischen Autorität und autoritär unterscheiden zu können. Militärischer Auftrag und willige Gefolgschaft hat doch nichts mit Zerstören der Persönlichkeit zu tun. Oder ein anderer, an Dummheit grenzender Unsinn:

militärische Befehle seien undemokratisch. Auf die Gegenfrage aus dem Gebiet der Unternehmensführung, was ein CEO von den Mitarbeitenden verlangt, muss die Antwort wohl nicht gegeben werden. Übrigens hatten wir die Himmelsrichtung West Lt Matzinger zu Ehren in Winterthur unbenannt, weil er von Winterthur kam und die Stadt westlich von Frauenfeld liegt. Lt Bigler, der zweite Offizier, war nicht Zugführer, sondern Hospitant. Einige Jahre in den USA gewesen, musste er noch abverdienen. Durch konforme Beziehung wurde er, wie sich herausstellen sollte, in den Artillerie-Wetterdienst eingeteilt. Ein Wort zu den Korporalen Aebi, Rieser und Schilling. Das waren patente Kerle, zuvorkommend, ohne Mätzchen, hilfsbereit bei Unsicherheit. Im Fachbereich unterstützten sie selbstredend den Zugführer und überprüften laufend unsere Arbeit. Daher waren keine Tests notwendig. Sie brachten uns die Interpretation des Geländes auf einer topografischen Karte bei; sie vermittelten die Methoden der Standort- und Richtungsbestimmung. In ihrem Verantwortungsbereich lag ebenso die Funkausbildung.

Die fachliche Grundausbildung wurde zügig absolviert, der Umgang mit Geräten, Instrumenten, Tabellen und Grafiken hatten wir rasch begriffen. In der dritten Woche begannen die ersten Einsatzübungen, die bis an den Bodensee und ins Klettgau führten. Die einzelnen Funktionen mussten in einem vorgegebenen Ablauf zu einem Ganzen zusammengefügt werden. Das verlangte aufmerksame Teamarbeit, bis es zur Routine wurde. Jeder musste jede Charge beherrschen.

Das war sicherlich der Grund, dass nie Langeweile oder geistige Ermüdung («was soll das, schon wieder!») aufkam. Wie bei einem Uhrwerk, wo Rädchen in Rädchen störungsfrei ineinandergreifen müssen, damit Sekunden eine exakte Minute und Minuten eine wahre Stunde ergeben, waren die Arbeitsabläufe jedes einzelnen festgelegt. Das brachte keine natürliche Rivalität. Diese musste anderswo gesucht werden; beim Gewehrschiessen etwa oder bei Crossläufen und Wettmärschen. Ja, solche hat es im Rahmen der Kompanie wöchentlich bis zu Verlegung gegeben. Da gab es Ranglisten, die am schwarzen Brett angeschlagen wurden, so dass selbst die Putzfrauen sehen konnten, wer ein Ass war. Zugsintern führten wir eigene Listen. Zum Erhalt der Kameradschaft und Heiterkeit war die Abmachung, dass der eine Runde bezahlen musste, den der Zufall bestimmte. Wir legten fest, dass es nie der Erste, der Zweite oder der Letzte sein durfte, sondern wessen Rang einer Primzahl von 3 bis 13, die vorgängig ausgelost worden war, entsprach.

Turnprogramm und Sport

Häufiger als der Schulkommandant, wegen seinen berichtigten Ausrüstungsinspektionen seit jeher Helmut Graf vom Tornistergrund genannt, der offenbar als designierter Militärattache andere Prioritäten setzte, besuchte uns der Chef des Artillerie-Wetterdienstes, Oberst Sängler, oder sein Stellvertreter Major Stiefel, beide Mathematikprofessoren an der ETH Zürich. Das war stets eine spannende – ich bin geneigt zu sagen – auch amüsante Angelegenheit. Sie schauten uns bei der

Arbeit über die Schulter, stellten Fragen, aus deren Antworten sich Lehrgespräche in gelöster Stimmung entwickelten. Wir bedauerten, dass sich die beiden Herren jeweils nach wenigen Stunden mit den beiden Leutnants zurückzogen. Warum wohl? – Der Kompaniekommandant, ein Kenner der Gefechtslehre und deren Anwendung, gestand, vom Metier nicht viel zu verstehen. Ein ehrlicher Mensch. Mit Fragen gab er uns die Gelegenheit, für eine Demonstration bei der Basler Artillerie-Offiziersgesellschaft Antworten auf allfällige Fragen zu üben.

Sport gab es auch. Nebst vorgeschriebenem Armeeturnprogramm (Leibesübungen wie zu Turnvater Jahns Zeiten), Disziplinen wie bei der Leistungsprüfung anlässlich der Aushebung und Hechtsprung mit Überrollen über ein paar Mann als Mutübung waren die Lektionen frei. Wir liebten Waldläufe im Sinne eines Fitnessstrainings. Wir hatten auch ein besonderes Spiel ausgedacht. Ein Wetterballon (zwei Meter Durchmesser) musste in die gegnerische Torfläche von vier auf vier Schritt gebracht werden. Der Clou: Das Spielfeld war eine Auenwaldparzelle. Die Mannschaften hatten also einen zweiten Gegner: Baumstämme und Büsche. Alle Mittel waren erlaubt, Hände, Füsse oder Kopf. Eine weitere Besonderheit: Wer ein Tor erzielte, musste in die gegnerische Mannschaft wechseln; im Gegenzug musste diese einen Spieler dem Gegner abgeben. Wen es traf, bestimmte das Los.

Grosses Gesangsrepertoire

Zur Erheiterung des Gemütes wurde auch gesungen. Das Repertoire war vielseitig,

von «Sänne stönd uf, Kühli wänd ...» bis «Oh my Darling» und «Good night, ladies». Die welschen Kameraden sangen lauthals mit, denn ihnen erwiesen wir die Reverenz mit «La-haut sur la montagne» oder «Quoi qui'il arrive, j'ai toujours le sourire». Das wurde unser Zuglied. Mit Singen wurden ebenso die so oft zu Unrecht verschrienen Wartezeiten überbrückt. Was heisst warten? Warten heisst doch auch Pause, Gelegenheit zum Diskutieren, z.B. über die unsinnig sture Schildwache mit geschultertem Gewehr, in strammer Haltung die Hinterbacken gestrafft und den Blick stur geradeaus ins Leere, gleich wie zur Belustigung der Zuschauer der Eingang zum Kreml garniert wird. Dabei war nur der umzäunte Fahrzeugpark zu bewachen. Zu Debatte stand auch der Gewehrgriff: eher eine Form der Präsentation in Formation bei einer Zeremonie, denn als angeblicher Härtebeweis des Einzelnen. Wir waren uns einig, dass Leistungsmärche das richtige Mittel seien, physischen und psychischen Durchhaltewillen zu trainieren.

Solche Überlegungen mussten wir bei unseren Einsätzen nicht anstellen. Wir wussten, dass diese zielführend waren. Waren sie gelungen, so herrschte Freude. Damit sie uns gelangen, hatte ein Kamerad, er war Theologiestudent, mit Billigung des Zugführers beim Start einer Sonde den Psalm 121, Vers 1, in etwas abgewandelter Form zu intonieren: «Ich hebe meine Augen in die Höh, wohin geht unser Heil ...» Im Chor war zu antworten: «Halleluja!» Der Schalk war oft Nachbar. So z.B. als wir einer Sonde zusätzlich zum Absender einen Gruss an den möglichen Finder

beifügten, beim nächsten Kuchenbacken an uns zu denken. – Eine durch den Druckmesser gesteuerte Vorrichtung bewirkte in einer zum Voraus bestimmten Höhe die Abtrennung des Ballons von der Sonde. Ein an der Sonde befestigter Fallschirm verhütete eine allzu grosse Fallgeschwindigkeit und ein Zerschellen des Instrumenteils am Boden. Eine revidierte Sonde konnte wiederverwendet werden. Der Finder erhielt eine Vergütung von 10 Franken – Tatsächlich, ein paar Tage später erhielten wir, der «Wetterzug der Art RS 225, Frauenfeld. Feldpost», ein Paket aus Flaach. Der Sonde war ein Gugelhopf beigelegt. «Danke für den freundlichen Gruss. Habe die Blechschachtel im Baumgarten gefunden.» Bei nächster Gelegenheit arrangierte Lt Matzinger einen Sondenaufstieg auf dem Bauernhof des spendablen Finders, verbunden mit der Überreichung der Vergütung. Weitere Bettelaktionen blieben erfolglos.

12. Woche bis und mit 16. Woche: Der Wetterzug hatte an einem Projekt teilzunehmen. Es waren geplante Standorte zur Unterstützung von Artillerieverbänden in einem aktiven Dienst zu überprüfen. (Nicht zu vergessen, der Kalte Krieg verschärfte sich.) Nun wussten wir, weshalb Oberst Sängler und Major Stiefel so oft bei uns waren. Auch wurde publik, dass Lt Matzinger bei Major Stiefel doktorierte, Lt Bigler Assistent bei Oberst Sängler würde. Wir waren stolz, befähigt zu sein, scharfe Einsätze im Jura, im Greyerz, im Unterwalden und im Zürcher Oberland zu prospektieren. Die Auswertungen und Protokolle der Sondenaufstiege wurden laufend durch die Ballistik-Sektion im Eidgenössischen Rüstungsbetrieb überprüft und – für

richtig befunden. Wir konnten uns auf die Schultern klopfen. Der Psalm 121, Vers 1, wurde also nicht umsonst deklamiert! Die «Tour de Suisse» war eine harte Zeit mit vielen Inkonvenienzen. Wir lernten unter einfachen Verhältnissen zu leben: Verpflegung vielfach selbst zubereitet oder aus dem Brotsack, meistens im Zelt geschlafen, manchmal im Stroh auf einem Bauernhof, minimale Körperpflege. Ab Mitte Oktober waren die Tage vielfach trüb und nass, die Nächte kalt. «Quoi qu'il arrive, j'ai toujours le sourire.» Nur die Samstage verbrachten wir zur Retablierung in einer festen Unterkunft. Die Sonntage waren frei. Einmal gab es einen längeren Urlaub vom Freitagmittag bis Montagmittag. Wer östlich der Aare von Koblenz bis Lenzburg wohnte, musste erst abends in die Westschweiz einrücken.

Wetterprognose statt Sonnenaufgang

Während der Felddienstperiode wussten wir erst recht um den Sinn unseres Einsatzes. Wir bewiesen Standfestigkeit und Durchhaltewillen. Keineswegs «geistige Verstümmelung und nutzlose Verschleuderung von Human Resources in Kasernen», wie es böswillige Rhetorik 60 Jahre später will. – Ehrlich, wir waren trotzdem froh, wieder in Frauenfeld zu sein.

Zwei Reminiszenzen während der Felddienstperiode seien festgehalten. Wie eingangs erklärt, erstellte der Artillerie-Wetterzug keine Wetterprognosen, sondern sogenannte Wetter-Meldungen für die schiessende Artillerie. Das sollte auch der Artilleriechef einer Division wissen. Item, eines Tages erhielten wir von Oberst X ein Telefon, wir sollten ihm die



Alle Fotos: Arthur Dürst, Zürich



Wetterentwicklung mitteilen, da Übungen im scharfen Schuss mit seinen Abteilungen bevorstünden. Das könne in einer Stunde erledigt werden. Ein Sondenaufstieg würde gleich erfolgen. Gesagt, getan. Anstelle

eines Sondenaufstiegs fragten wir den Wetterdienst der Flugwaffe an. Deren Prognose wurde dem besorgten Artilleriechef zeitgerecht mitgeteilt, wobei wir sie so frisiert hatten, dass auch eine leicht



4



5



6

1 Abfüllstation

Der Auftrieb mittels Wasserstoff wird so gewählt, dass die Sonde eine Steiggeschwindigkeit von 1–2 m/sek. erreicht.

2 Kurz vor dem Sondenstart

Im untern Drittel des linken Bildteils kann man unterhalb des Ballons die Trennstelle Ballon-Fallschirm (weisser Punkt), gefolgt vom Fallschirm (rot-weiss) und am Ende die Sonde erkennen.

Die Sonde wiegt mit den Batterien zur Stromversorgung der Sender für die Meteorodaten und für die Peilung ca. 1 kg.

3 « ... wohin geht unser Heil? »

Gut erkennbar sind, wie an einer Perlenkette aufgereiht, die Trennstelle, der Fallschirm und die Sonde.

4 Sondenweg

Der Sondenweg wird auf dem Windplan aufgezeichnet. Die Daten dazu, wie Richtung und Neigungswinkel, liefern die drei Peilposten.

5 Peilposten

Die Sonde wird von drei einige Kilometer voneinander entfernten Standorten gleichzeitig angepeilt und jede Minute die Richtung und der Neigungswinkel gemessen.

6 Auswertung

Auswerten der Meteorodaten zu einer Wettermeldung für die schiessende Artillerie auf der Zentrale. Um immer eine aktuelle, dem Wetter entsprechende Wettermeldung bereit zu haben, muss je nach der Feuertätigkeit der schiessenden Artillerie auch nachts gearbeitet werden.



«Nach der Arbeit das Vergnügen»

gegenteilige Tendenz möglich war. Wir waren natürlich auch gespannt, ob die Prognose zutreffe. Und sie traf zu – unsere Version! Zwei Tage später ein weiteres Telefon des Artilleriechefs. Er gratulierte und dankte für die geleisteten Dienste, sie hätten ihm sehr geholfen.

Goldrahmen für den Marschbefehl

Im Wallis besserten wir unsere einfachen Menüs mit Trauben auf. Wir hatten uns in der Nähe von Sierre zwischen kleinen Rebparzellen installiert. Weil an Rebstöcken nur noch an den untersten Zweigen kleine Trauben hingen, glaubten wir, es seien Reste des eben zu Ende gegangenen Wümmet. Süß waren die Beeren, bis eine alte Frau vorbeikam und weinte. Wir hätten sie um den Ertrag eines Markttagess beraubt. «Nicht weinen, gute Frau! Was solls?» Wir

Rekruten bezahlten einen Tagessold von 1 Franken, die Korporale steuerten je zwei Franken bei und die beiden Leutnants ergänzten, damit die Frau mit 50 Franken – damals, 1953 – in der Tasche zufrieden davonhumpelte.

In einer Woche wird die RS zu Ende sein, am 14. November. Im Dienstbüchlein der erste Eintrag der geleisteten Dienstage: 118. Unser Zug wird aufgelöst werden und damit die Kameradschaft, die sich in den ersten Tagen entwickelt hatte und über die ganze Zeit erhalten blieb. Durch ein Topkader waren wir 18 Grünschnäbel in 17 Wochen zu Spezialisten ausgebildet worden. Teamgeist war nicht nur ein Begriff, sondern auch eine Erfahrung. Den stilisierten Schneekristall am Oberärmel des Waffenrocks hatten wir redlich verdient. Hätte ich beim Antretensappell der

RS den Marschbefehl behalten können, ich hätte ihn golden eingerahmt.

Nachlese

Inzwischen hat die Hochtechnologie auch bei den Artillerie-Wetterzügen Einzug gehalten. Sie arbeiten mittels EDV und elektronischer Datenübermittlung voll automatisch, aber mit der Möglichkeit, in den Prozess einzugreifen. Die Sonde wird mit Radar geortet. Anstelle von früher 20 Beobachtern werden noch sechs benötigt. Auch der Zeitaufwand vom Sondenstart bis zum Vorliegen der Wettermeldung konnte praktisch auf die Steigzeit der Sonde, d.h. je nach vorgesehene Höhe, auf unter eine Stunde reduziert werden. Mit andern Worten: Hat die Sonde die vorgesehener Höhe erreicht, liegt auch die Wettermeldung vor. Darüber konnten wir Beobachter von damals nur träumen. Ich hatte als Rekrut nie gedacht, die ganze technologische Entwicklung mitzumachen. Als Kommandant des Erprobungsstabs der Artillerie brachte ich in Zusammenarbeit mit dem Chef Wetterzug im Bundesamt für Artillerie (er war Physikprofessor an der ETH) als letzten Auftrag meiner Berufslaufbahn die heutige Wetterzug-Ausrüstung und die entsprechende didaktisch-methodische Ausbildung zur Einführung. Die Grundlage der Kompetenz habe ich in der RS erhalten, in die mich ein Aushebungsoffizier verknurrt hatte.

Der 1933 als Sohn von Karl und Anna Tiefenbacher (geb. Krämer) geborene **Hans Tiefenbacher** ist in Dietikon aufgewachsen und studierte nach Abschluss des Gymnasiums (im Benediktinerinternat Sarnen) Geschichte an der Universität Zürich.

Nach Erwerb des Lizentiates im Jahre 1961 trat er als Instruktor in den Dienst der Armee, verlegte den Wohnsitz nach Frauenfeld und war dann Kommandant der Artillerie-Rekrutenschule und der Offiziersschule in Frauenfeld.

Als Oberst stand er dem Festungsregiment 20 vor. Hans und Gret Tiefenbacher-Sintzel haben fünf Kinder grossgezogen.

Die Genie- Offiziersschule 1995

Josef Wiederkehr



Vor kurzem sind wir, 29 Aspiranten, in die Kaserne Brugg eingerückt, um hier in den nächsten 17 Wochen die Offiziersschule zu absolvieren.

Nach einer kurzen Begrüssung durch den Schulkommandanten, Oberst Rohrer, können wir gruppenweise unsere Zimmer beziehen und uns für die sportliche Eintrittsprüfung vorbereiten. Die Offiziersschule ist in zwei Klassen zu je zwei Gruppen eingeteilt. Wir sind in unserer Gruppe acht Aspiranten.

Nach einem kurzen persönlichen Gespräch mit dem Schulkommandanten und unserem Klassenlehrer, er wird uns ebenfalls durch die nächsten 17 Wochen begleiten, geht es in die Badi Brugg. Hier findet die erste Disziplin der Eintrittsprüfung statt: 400 Meter Schwimmen. Diese Disziplin macht unseren beiden Nichtschwimmern ein wenig zu schaffen. Aber

sie erhalten ein spezielles Training und befinden sich inzwischen auf gutem Weg, ebenfalls die Kunst des Schwimmens zu erlernen. Als nächstes geht es zum Sturmgewehrschiessen, und zu guter Letzt folgt noch ein 4000-Meter-Crosslauf auf dem Bruggerberg. Glücklicherweise befindet sich die Strecke zum grössten Teil im Wald, denn die heissen Temperaturen spornen nicht gerade zu sportlichen Höchstleistungen an. Nachdem wir alle die Eintrittsprüfung überstanden haben, geht es in erster Linie darum, uns mit neuem Material um- und auszurüsten. Auch ich gehöre zu den wenigen Exoten, die noch mit den alten, wollenen B-Hosen und den grauen Hemden ausgerüstet sind. Dies wird nun für uns der Vergangenheit angehören, denn auch wir erhalten jetzt die neue persönliche Ausrüstung. Weiter fassen wir ein neues Sturmgewehr, eine Pistole, und auch das Velo wird in Zukunft ein treuer Begleiter sein.

Schiessdemonstration

Für Montag und Dienstag steht meist eine zweitägige Übung auf dem Programm. Das heisst: Radmärsche, Erkunden von Übersetzstellen, Übersetzen mit Schlauchbooten und gefechtsmässige Märsche mit Packung. Natürlich übernachten wir dabei draussen, und der Schlaf kommt meist ein wenig zu kurz. Der sportliche Höhepunkt ist der Mittwochabend: Orientierungsläufe, auch unter erschwerten Bedingungen (wie mit Landeskarten ohne Wege), Bike and Run. hier geht es darum, im Zweierteam eine 20 km lange Strecke rennend und Velo fahrend hinter sich zu bringen. Weitere Sportlektionen sind

auf die Woche verteilt. Schliesslich soll unsere Formkurve steil nach oben zeigen. Donnerstag ist unser Schiesstag, sei es mit Pistole, Rak-Rohr, Sturmgewehr oder Handgranate. Und am Abend, nicht zu vergessen, der grosse Ausgang! Der Freitag setzt sich häufig aus Theorielektionen zusammen. Ins Wochenende geht es dann am Samstagmorgen um 6.30 Uhr, sofern man zu den Glücklichen gehört, die alle Tests bestanden haben. Andernfalls ist am Morgen noch Zeit eingeplant für Nacharbeiten. Bereits haben wir uns wieder ans Militärleben gewöhnt. Und ich bereue es nicht, den Schritt in die Offiziersschule gemacht zu haben. Ich hoffe, die Motivation bleibt bei allen weiterhin so hoch. Dann wird auch die restliche Zeit zum positiven Erlebnis werden.

Die Höhepunkte der sechsten Woche waren unbestritten der 31. Juli und der 1. August. Am Montag hiess es in alter Frühe aufzustehen, sich zu verpflegen, sich mit dem nötigen Material auszurüsten, bevor man gruppenweise in den Pinzgauern nach Walenstadt fuhr. Dort trafen wir mit der Infanterie-OS aus Chamblon VD zusammen.

Bereits um 7.30 Uhr startete die erste Lektion zum Thema Schiessunfälle. Für diesen Vormittag waren wir Genisten in der Minderzahl, waren doch die «Grünen» nicht nur über 70 Aspiranten, sie hatten sogar eine angehende Offizierin unter sich. Aber trotzdem waren wir weiterhin davon überzeugt, dass die Genie doch die beste Truppengattung ist! Nach zwei Schiessdemonstrationen gingen wir zum zweiten Teil des Programms über, zur Übung Suworow.

Zuerst fuhren wir mit unseren Pinzgauern auf die Pragelpasshöhe. Leider hatte uns inzwischen das schlechte Wetter eingeholt. Dem Regen zum Trotz erhielten wir hier von unserem Schulkommandanten einige geschichtliche Informationen über den legendären russischen General Suworow. der im September 1799 mit 21 000 Russen und 4500 Österreichern über den Gotthard und den Panixerpass marschierte. Knapp 200 Jahre später waren wir nun auf der gleichen Strecke unterwegs. Allerdings in der umgekehrten Richtung, denn unser Ziel war das Bundesbriefarchiv in Schwyz.

Sportliche Leistungen

Dazu wurde eine Gruppenstafette gestartet. Jede Gruppe stellte fünf Wettkämpfer und einen Pinzgauer-Fahrer, dessen Aufgabe war, seine Kameraden an die richtigen Posten zu verteilen und später wieder einzusammeln. Als Erste machten sich die vier Startläufer auf den Weg. Nach 3,5 Kilometern übergaben sie den «Stafettenstab» (eine Landkarte) dem Talläufer. Dieser nahm, ausgerüstet mit der Waffenläuferpackung, eine 4,7 Kilometer lange Strecke mit einer Höhendifferenz von gut 500 Metern unter seine Füsse. Das war die Selektionsstrecke. Die Abstände wuchsen.

Weiter gings auf einer Distanz von 7,6 Kilometern per Fahrrad. Die vierte Ablösung, welcher ich angehörte, hatte eine 3 Kilometer lange Strecke im Turntenue vor sich. Unser Radfahrer kam zu meiner Enttäuschung erst als Vierter zur Wechselstelle. Die erste Gruppe hatte bereits über fünf Minuten Vorsprung, der zweite und der dritte Rang lagen noch in Reichweite.

Ich musste also Gas geben. Und bis zum letzten Ablöser, der wiederum mit dem Rad unterwegs war und zwei vor ihm überholt hatte, blieb sogar ein kleiner Vorsprung.

Jetzt galt es für den Schlussfahrer Hausi, den Vorsprung bis ins Ziel zu retten, denn zwei starke Fahrer waren ihm auf den Fersen. Und tatsächlich schaffte er den zweiten Rang. Vielleicht profitierten wir auch davon, dass sich seine Verfolger in ihrem Eifer unterwegs noch verfahren hatten. Aber ein guter Offizier kann auch im Stress noch Karte lesen. Am Ziel war unser Waffenchef, Divisionär Jeanloz, anwesend und lobte unsere sportlichen Leistungen.

Die Nacht auf den 1. August verbrachten wir in einer super ausgebauten Festung am Vierwaldstättersee. Hier folgte der gemütliche Teil der Übung Suworow: ein gutes Nachtessen, Wein und Bier. Einige schlugen jedoch etwas über die Stränge. Am nächsten Morgen wurden sie vom Feldweibel zurechtgewiesen. Nach dem Morgenessen ging es mit dem Kursschiff zum Rütli, allerdings nur für einen kurzen Aufenthalt, denn um zwölf Uhr mussten wir wieder in der Kaserne in Brugg sein, um rechtzeitig in unseren wohlverdienten, eintägigen Urlaub entlassen zu werden.

Die siebte Woche war voll und ganz der Sprengausbildung gewidmet. Dazu machten wir uns schon frühmorgens auf den Weg nach Aarwangen. Hier waren wir für eine Woche in der Zivilschutzanlage untergebracht. Die Offiziersschule der Rettungstruppen absolvierte die Sprengausbildung mit uns zusammen. Es wurde eine sehr theorieelastige Woche, die nur ab und zu durch praktische Arbeiten aufgelockert

war, ansonsten galt es des Öfteren bis spät abends den Theorieordner durchzuackern. Aber die Motivation war bei allen gross, denn die folgende Woche hatten wir die Möglichkeit, unser Wissen unter Beweis zu stellen. Als Belohnung winkte der zivile Sprengausweis B.

Um uns optimal vorzubereiten, lag unser erstes verlängertes Wochenende vor uns. Das hiess, Abtreten am Freitagabend, Einrücken am Montag um Mitternacht, bevor am Dienstag und am Mittwoch die Sprengprüfungen stattfanden. Somit sollte es uns auch am verlängerten Wochenende nicht langweilig werden.

Bereits in der Halbzeit

Am Mittwoch der achten Woche, nach dem verlängerten Urlaub, hatten wir zur Sprengprüfung anzutreten. Jetzt konnten wir zeigen, was wir gelernt hatten. Die Prüfung fand in Aarwangen statt und dauerte den ganzen Tag. Geprüft wurden wir in zwei praktischen Arbeiten und diversen schriftlichen Tests. Abschliessend hatten wir uns zwei mündlichen Prüfungen zu stellen. Am Abend fuhren wir erleichtert zurück nach Brugg. Tatsächlich lagen wir mit unserem Gefühl richtig. Inzwischen hatten wir erfahren, dass alle 29 Genie-Aspiranten die Prüfung bestanden hatten. Bis wir Ausweis und Noten erhielten, mussten wir uns aber noch ein wenig gedulden.

Der folgende Tag war wieder einmal ein Schiesstag mit Rak-Rohr, Handgranaten und Sturmgewehr. Am Freitag folgte die Verschiebung in die Schiessverlegung auf den Nufenenpass. Aber bevor es auf eine Reise geht, sollte man bekanntlich seinen Koffer packen. Ich hatte mich

entschieden, dies nach dem fakultativen Ausgang zu erledigen. Entsprechend wurde die Nacht auf den Freitag ein wenig kürzer als gewöhnlich. Bereits vor dem Morgens musste nämlich unser Gepäck verladen sein. Die Verschiebung führte uns via Flüelen über den Furkapass auf den Nufenen.

Hier zwischen dem Tessin und dem Wallis stand die Unterkunft, die für die nächsten zwei Wochen unsere Heimat werden sollte. Kaum am Ziel angekommen, begannen wir bereits mit dem Einrichten des Schiessplatzes, damit es am Montagmorgen richtig losgehen konnte. Da Hauptmann Schneider, unser Klassenlehrer, uns verlassen musste, um seinen WK zu absolvieren, übernahm der Schulkommandant-Stellvertreter, Oberstleutnant Schmassmann, die Aufgabe. Er präsentierte uns dann auch am Montagmorgen das Musterbeispiel einer Gruppenübung. Jetzt wussten wir, was von uns verlangt wurde. Wir mussten jedoch auch feststellen, dass sich nicht immer alles exakt vorausplanen lässt, denn kaum hatten wir die erste Übung trocken eingespielt, wollte eine Herde Schafe sich auf unserem Schiessplatz bequem machen, und auch der Nebel machte uns einige Male einen Strich durch die Rechnung. Mit viel Flexibilität konnten wir jedoch unser Ziel trotzdem erreichen, bis Ende der Woche hatte jeder Aspirant eine Übung geleitet. In dieser Woche gab es auch noch etwas zu feiern. Seit dem 26. Juni waren achteinhalb Wochen vergangen – es war also Halbzeit. Dazu fand am Mittwochnachmittag ein Ausflug ins südliche Tessin statt. Ein erster Zwischenhalt war die Neat-Baustelle oberhalb Faido. Hier wurde ein Sondierstollen



In der Sprengausbildung beim Laden von Bohrlöchern

erstellt, damit die geologisch schwierige Piora-Mulde im Fels erkundet werden konnte .

Danach folgte ein Stopp in Biasca. Hier besuchten wir ein altes Herrschaftshaus. Darin besichtigten wir eine Ausstellung, die die Öffentlichkeit über die Neat-Baustelle informieren sollte. Weiter führte uns der Weg über die Magadinoebene ins Centro sportivo nach Tenero. Hier stürzten wir uns ins kühle Wasser zu einem Plauschwettkampf im Ringtauchen, 50-Meter-Schwimmen, Streckentauchen, Korbwerfen und Wasserball.

Als alle ihr Programm beendet hatten und umgezogen waren, konnten wir es uns bei einer rechten Grillade, einem Gläschen Merlot und dem Gedanken, bereits die halbe Offiziersschule hinter uns zu haben, am See bequem machen.

Schneetreiben am Nufenen

Nach einem gemütlichen Wochenende am sonnigen Comer See und im Maggiatal

musste ich am Sonntagabend wieder auf den Nufenenpass einrücken. Am Montagmorgen mussten wir feststellen, dass die Wetterprognosen wirklich hielten, was sie versprochen hatten. Alles war weiss vor unserer Unterkunft – gut zehn Zentimeter Schnee – und dies Ende August!

Also machten wir uns im Schnee daran, unsere Schiessplätze fertig aufzuräumen. Eigentlich hätte nun unser zweitägige Gebirgsmarsch stattfinden sollen, aber bei dieser Witterung war es zu gefährlich. Darum führten wir am Abend die Marschzeitberechnung für vier andere Eintagesmärsche durch, um je nach Witterung flexibel zu sein.

Am Dienstagmorgen war keine Wetterbesserung in Sicht. Darum marschierten wir im Schneetreiben vom Nufenenpass abwärts Richtung All'Acqua. Dort verlu- den wir auf unsere Pinzgauer und fuhren nach Airolo, um unseren Marsch entlang der Strada Alta fortzusetzen. Nach dem Marsch mussten wir für eine Nacht in einer Zivilschutzanlage in All'Aqua Unterkunft beziehen, da der Nufenenpass inzwischen geschlossen war. Am Mittwoch ging es wieder zurück Richtung Brugg. Vorher jedoch noch ein Zwischenstopp bei der Infanterie in Airolo: Dort besichtigten wir zuerst die alte Festung, die noch während des Ersten Weltkriegs als absolut uneinnehmbar gegol- ten hatte. Danach besuchten wir die neue Infanteriekaserne, die sich noch im Bau befand. Für uns, die an die Kaserne Brugg gewöhnt waren, sah es mehr nach einem 5-Stern-Hotel aus, was da in Zukunft den Rekruten geboten wurde.

Weiter stand ein Stopp beim Museum auf dem Gotthardpass und beim Suworow-

denkmal auf dem Programm. In Brugg angekommen, gingen wir daran, unsere Sachen wieder in die Zimmer einzuräu- men. Am Abend kam ich in den Genuss eines verlängerten Urlaubs, da wir von der Jungen CVP ein Treffen hatten, um uns auf die Nationalratswahlen vorzubereiten. Inzwischen litt ich allerdings unter einer starken Erkältung. Das «Nufenen- wetter» schien mir nicht so gut bekommen zu sein.

Eine Woche mit vielen Tests

Die 11. Woche wurde eine der strengeren, standen doch zahlreiche Tests auf dem Programm: am Montag beim Schulkom- mandanten der Schlusstest über taktische Führung, am Dienstag der Schlusstest zum Thema Feldbefestigung, am Mittwoch gleich zwei Tests. Die vielen Tests hatten zur Folge, dass am Donnerstag nur knapp die Hälfte der Aspiranten zur gewöhn- lichen Zeit in den fakultativen Ausgang entlassen werden konnte, der Rest hatte die nicht bestanden Tests nachzuholen. Ich hatte wieder einmal Glück.

Donnerstag standen zwei weitere Hö- hepunkte auf dem Programm. Zuerst das Wettschiessen im 300-m-Stand, bei dem sich zehn der Aspiranten die Auszeich- nung holten, danach die Inspektion beim Schulkommandanten. Zuerst hatten beide Klassen eine Zugschule zu präsentieren, später erhielten wir den Auftrag, einen Schiesstag vorzubereiten. Dazu gehörte eine kurze Zwischenpräsentation der ge- wählten Ausbildungsthemen, eines groben Zeitplans und der Organisation des Tages. Weiter hatten wir ein Plakat zu erstellen, auf welchem zusätzlich die Lernziele, eine

Materialliste und die Organisation des Zugführerpostens festgehalten waren. Die Plakate wurden anhand zahlreicher Kriterien bewertet. Es war eine etwas andere Inspektion, aber schliesslich wird es eine der Hauptaufgaben des Zugführers sein, den Rekruten einen interessanten Tagesablauf zu bieten und so mit ihnen die Lernziele zu erreichen.

Der Freitag wurde der härteste Tag der Woche. Auf dem Programm stand der sportliche Höhepunkt der OS, der Ironman. Ein Triathlon mit 1 km Schwimmen, 32 km Radfahren (mit dem alten Militärvelo, Rucksack und Sturmgewehr) und 8 km Laufen (ebenfalls mit Kampfrucksack, Sturmgewehr und Wanderschuhen). Gestartet wurde um sieben Uhr im Freibad in Windisch. Geschwommen wurde in zwei Gruppen, da nicht alle Aspiranten gleichzeitig im Bassin Platz hatten. Danach wurde – mit Handicap aus dem Schwimmen – zum Radfahren gestartet. Das Schwimmen lief mir nicht so gut und ich musste mit zirka sechs Minuten Rückstand als Zehnter starten. Auch beim Radfahren konnte ich nicht allzu viel aufholen, bemühte mich jedoch, so gut wie möglich an der Spitze dranzubleiben. Das Laufen war meine Königsdisziplin: Hier gelang es mir, Rang um Rang vorzustossen und mich auf den 2. Schlussrang vorzukämpfen. Es war ein gutes Gefühl, nach zweieinhalb Stunden im Ziel angekommen zu sein und erst noch auf dem 2. Platz! Während des Radfahrens hatte ich noch gedacht, ich müsste mich glücklich schätzen mit einem Rang unter den ersten zehn.

Aber mit dem Triathlon war der Freitag noch nicht beendet, denn jetzt folgte



Ironman- Triathlon (Schwimmen, Rad, Rennen), Zieleinlauf als Zweiter

die Übung «Crazy». Um zirka 15 Uhr wurde im Filmsaal damit begonnen. Jeder Aspirant erhielt einen Fragebogen und ein Lösungsblatt. Der Fragebogen enthielt 40 Fragen mit je vier Lösungsvorschlägen, wobei keine oder mehrere Antworten richtig sein konnten. Jeder Lösung waren Zahlen zugeordnet, die am Schluss zu einem Gesamttotal addiert werden mussten. Wer vor 22 Uhr das richtige Resultat ermitteln konnte, durfte noch am Freitagabend nach Hause, für die anderen sollte es eine lange Nacht werden, denn ohne zu «erfüllen», durfte niemand den Saal verlassen. Nach fünf Stunden verzweifelten Kampfs mit Fragen und Zahlen hatte noch keiner die richtige Lösung gefunden. Aber ganz so unmenschlich waren unsere Vorgesetzten dann doch nicht, denn nun erlaubten sie uns, die Reglemente zu Hilfe zu nehmen. Damit erhielten wir wieder eine reelle

Chance, denn jeder, der nur eine geringe Ahnung von Kombinatorik hatte, musste bald einmal erkennen, dass ohne Reglemente die Chancen praktisch null gewesen wären. Um 20.45 Uhr ging eine Unruhe durch den Saal, Aspirant Schmid hatte als erster «Crazy» bezwungen.

Es folgten fünf weitere, die noch am Freitagabend nach Hause durften. Drei Minuten vor zehn nahm auch ich meine Chance wahr, mich in den Urlaub abzumelden. Glück gehabt! Somit konnte ich noch einige Stunden des Zürcher Nachtlebens geniessen.

Generalprobe

Die 12. Woche stand im Zeichen des Sports. Zu absolvieren hatten wir die Militärsportleiter-Prüfung, die ebenfalls als J+S-Leiter Polysport anerkannt ist. Weiter stand die militärische Sportauszeichnung auf dem Programm. Dazu hatten wir diverse Aktivitäten wie Stangenklettern, Hindernisbahn, Weitsprung aus dem Stand, Sprung über den Schwedenkasten und einen 12-Minuten-Lauf hinter uns zu bringen. Und am Montagabend fand wieder ein 4000-m-Crosslauf auf den Bruggerberg statt, wobei fast alle Aspiranten um einiges schneller waren als bei der Eintrittsprüfung Ende Juni. Bevor wir am Dienstag den Ausgang geniessen konnten, fand noch ein Theorietest statt, der ebenfalls zur Militärsportprüfung gehörte.

Am Mittwoch folgte noch ein Referat über Organisation und Aktivitäten von Jugend und Sport. Diese Woche kamen wir aber auch noch in den Genuss zweier weiterer, sehr interessanter Vorträge: einer gehalten von Frau Hauptmann Zobrist

über die Frauen in der Schweizer Armee und ein weiterer, vorgetragen von einem «Tiger»-Piloten, über die Schweizer Luftwaffe.

Am Freitag war die erste Generalprobe für den 100-km-Marsch. Gestartet wurde um 7.45 Uhr von der Belchenflue (Grenze SO/BL) aus in Vierer- und Fünferpatrouillen. Die Strecke war knapp 40 km lang, hatte jedoch zahlreiche Auf- und Abstiege, sodass sie ungefähr 58 Leistungskilometern entsprach. Wer am Ziel in der Kaserne Brugg eingetroffen war, konnte sich nach verrichtetem PD/ID ins Wochenende abmelden. Wir starteten als erste Patrouille, die anderen folgten im Zweiminutentakt. Unsere Idee war, abwärts zu rennen und geradeaus und aufwärts möglichst schnell zu marschieren. So kamen wir auch gut voran, trotzdem wurden wir bereits nach etwa 45 Minuten eingeholt. Allzu geschockt waren wir nicht, da es ein sehr schnelles Team war. Bis zum Mittagessen beim Kontrollpunkt 5 blieb unser Rückstand konstant bei etwa zehn Minuten. Kurz nach 14 Uhr erreichten wir nach etwa sechs Stunden effektiver Marschzeit das Ziel. Inzwischen hatte die Siegerpatrouille den Vorsprung auf fast 30 Minuten ausgebaut. Unsere Beine hatten auf dem letzten Streckenabschnitt schwer gelitten, und auch mein Magen wollte nicht mehr richtig mitspielen. Trotzdem konnten wir mit unserer Leistung sehr zufrieden sein, waren wir doch erst im Verlauf des späteren Nachmittags im Ziel erwartet worden.

Über das Wochenende musste ich mich von den Strapazen des Marsches erholen. Am Montag begann ein weiterer

interessanter Teil unserer Ausbildung zum Zugführer, die Spezialausbildung. Unsere OS setzte sich aus Aspiranten aus fast allen Bereichen der Genietruppen zusammen. So hatten denn auch die Fliegergenies eine spezielle Ausbildung in Meiringen, die Sappeure beschäftigten sich mit der festen Brücke, die Eisenbahnsappeure mit Geleise- und Fahrleitungsbau und die Pontoniere mit den Übersetzmitteln. In der Ausbildung ging es nicht primär um praktische Arbeiten, sondern vielmehr um die Planung und Organisation von technischen Zugsaufträgen. Am Mittwoch wurden wir endlich zu schönen und modernen Aspiranten, leider nur vorübergehend. Wir fassten die neue Ausgangsuniform 95, mussten sie jedoch sofort wieder abgeben – zum Einlagern bis zur Brevetierung. Am Donnerstag fand noch ein Biathlon mit Rennen, Pistolenschiessen und HG-Werfen statt.

Am Freitagabend trafen wir die letzten Vorbereitungen für die Verlegung nach Chamblon. Am Samstagmorgen wurden wir in ein verlängertes Wochenende bis zum Montagabend entlassen. Am Dienstag fuhren wir zuerst nach Solothurn, dort besichtigten wir das alte Zeughaus. Dann ging es durch die schöne Seelandschaft über Yverdon nach Chamblon. Die Kaserne, die schön im Grünen liegt, wurde für eine gute Woche unser neues Zuhause sein, bis zum Beginn des nächsten Höhepunkts der Durchhalteübung.

Als Team gestartet, als Team angekommen

Freitag, 6. Oktober, 0.30 Uhr: Ein Alarm hallt durch die Kaserne Chamblon – der

Beginn der Durchhalteübung! Unsere Effektensäcke und die Offizierskoffern sind bereits verladen, sie werden direkt nach Brugg geschickt, wo wir sie erst nach überstandener Durchhalteübung wieder in Empfang nehmen dürfen. Innerhalb einer halben Stunde müssen alle Aspiranten im Kommandogebäude versammelt sein, ihre restlichen Sachen im Kampfucksack oder im Rucksack 90 verstaut.

500-Gramm-«Zuschüsse»

Jetzt wird eine Packungskontrolle durchgeführt. Wir werden peinlich genau «gefilitzt». Im Klartext heisst dies: sich bis auf die Unterhosen auszuziehen und alles auspacken und auslegen. Pro vergessenen oder unerlaubt mitgeführten Gegenstand wird ein 500 Gramm schweres Sandsäcklein verteilt, das bis ans Ende der Übung im Kampfsack mitgeschleppt werden muss. Auch meine flüssigen Kohlenhydrate, die ich für den 100-km-Marsch eingepackt habe, werden gegen 500 Gramm Sand eingetauscht. Einige scheinen richtig Sand zu sammeln, so macht Aspirant Zenklusen mit drei Kilogramm dem «Team Wallis» alle Ehre. Aber er trägt es mit Fassung, und zwar auch dann noch, als seine Ravioli-büchse konfisziert wird.

Um 2.30 Uhr ist der Spuk vorbei und die Chefs der neu gebildeten Gruppen haben inzwischen einen Sprengauftrag erhalten. Wir bereiten eine kleine Trafostation zur Sprengung vor. Nach erledigter Arbeit verschieben wir uns zu Fuss zu einer Sammelstelle. Von hier aus geht es mittels Pinzgauer weiter zum Flugplatz Payerne. Jetzt wird die



Fondue-Abend in der Offiziersschule im Jura

Durchhalteübung ein erstes Mal unterbrochen. In einem Hangar haben wir die Gelegenheit, Helikopter und Flugzeuge der Schweizer Armee aus nächster Nähe zu betrachten, wir können sogar in einige hineinsitzen. Am Nachmittag an der Fliegerdemo können wir die Luftwaffe in Aktion bewundern.

Unser nächstes Ziel nach der Flugschau ist das Städtchen Fribourg. Hier findet der Nacht-OL des FAK 1 statt. Der Anlass ist perfekt organisiert. Als Erstes haben wir ein Pistolenschiessen und ein Handgranaten-Zielwerfen zu absolvieren, erst dann geht es zum eigentlichen Start des Orientierungslaufes. Nach den sportlichen Betätigungen erwartet uns ein Nachtessen. Und um Mitternacht ist es so weit: die Rangverkündigung. Gewertet werden die Treffer aus dem Schiessen und Zielwerfen, die Laufzeit und die Anzahl Posten und deren Schwierigkeitsgrad. Mit dem 1. und 4. Rang zeigt

die Genie-OS, dass sie sich mit den anderen Offiziersschulen messen kann.

Reise ins Ungewisse

Nach diesem Anlass erwartet uns ein Militärcar und unsere Reise geht weiter ins Ungewisse. Im Car haben wir die Gelegenheit, uns etwas zu erholen, bis wir um 6 Uhr auf dem Maloja-Pass ankommen. Erfreut über die Gegend und zugleich etwas müde, machen wir uns über das warme Frühstück her und versuchen zu ergründen, wohin der 50-km-Marsch uns wohl führen wird. Unsere Geografie-Spezialisten spinnen die heissesten Theorien, bis wir endlich informiert werden: den Engadiner Skimarathon zu Fuss. Das Wetter ist unklar, doch als der Hochnebel sich verzieht, kommt nach einigen Wochen schlechten Wetters ein unheimlich schöner Tag zum Vorschein. Auf der ersten Hälfte macht uns das schwere

Gepäck aufgrund der schönen Gegend nicht so schwer zu schaffen, jedoch als wir im Ziel in Zuoz ankommen, fluchen fast alle über die Packung und die geschwollenen Schultern.

«Noch einmal!»

Die Nacht verbringen wir in Sils Maria, von wo aus wir am nächsten Tag über den Flüelapass nach Davos und weiter nach Klosters fahren. Dort besichtigen wir die Vereina-Tunnel-Baustelle, eine für die Genisten hochinteressante Zwischenstation. Nach dem anschliessenden Vortrag über Planung, Organisation und Betrieb der Baustelle geniessen wir ein gutes Mittagessen, bevor wir ein letztes Mal mit dem Car weiterverschieben nach Trimmis. Dort bereiten wir uns gefechtsmässig auf eine Riverrafting-Tour auf dem Rhein vor. Als unser Ziel in Fläsch erreicht ist, beziehen wir in einer alten Felsbäckerei eine Notunterkunft und erhalten schon bald detachmentweise Erkundungsaufträge in den Gebieten Übersetzen, Sperre und Bewachung. Am Morgen präsentieren wir die Erkundungsergebnisse und erhalten den Befehl, eine Sperre zu beziehen. Da wir unter anderem wegen der kurzen Nacht zu langsam auf einen Markangriff reagieren, heisst es: «Noch einmal!» Also packen wir alles zusammen und machen es noch einmal, schneller.

Kaum haben wir alles eingerichtet, überfliegt uns ein Pilatus Porter und versprüht eine Flüssigkeit – C-Alarm, mit allen Konsequenzen. Nach einem kurzen Transport aus dem «verseuchten» Gebiet erreichen wir die C-Retablierungsstelle in einer alten Festung. Hier werden wir

entgiftet und rüsten uns für einen nächsten Auftrag. Schon bald findet eine neue Befehlsausgabe für ein Gefechtsschiessen auf dem Ricken statt. Die Schule wird dazu in drei Gruppen aufgeteilt. Am Morgen kursieren diverse Gerüchte über den weiteren Übungsverlauf. Einige bereiten sich schon auf eine längere Velofahrt vor.

Doch dann erfolgt der Verschiebungsbefehl. Es geht weiter zu Fuss in Richtung einer Waldlichtung. Kaum haben wir einen gesicherten Halt bezogen, hören wir ein Motorengeräusch, jawohl, wir fliegen Super Puma. Unser Ziel ist der Rickenpass; von hier infiltrieren wir zum Schiessplatz. Dort erfolgt der vorbereitete Feuerüberfall und sofort exfiltrieren wir zu einem zugewiesenen Sammelpunkt. Nun folgt eine rasante Abfahrt mit dem Velo zum Bahnhof Wattwil. Dort verladen wir in den Zug nach Romanshorn. Im Gepäckwagen wird auf engstem Raum PD (Parkdienst) gemacht und wir erfahren, dass unser nächstes Ziel Tägerwilen heisst.

Zusatzschlaufen

Je nach der Leistung im Gefechtsschiessen müssen jedoch noch Zusatzschlaufen gefahren werden. Unsere Gruppe hat am besten abgeschlossen, darum geht es auf direktem Weg nach Tägerwilen. Unterwegs findet ein Pistolenschiessen statt. Anhand der Resultate wird die Startreihenfolge für den 100-km-Marsch bestimmt. Wir haben gut geschossen und werden als zweite Patrouille starten. Diese Nacht dürfen wir für einmal etwas länger schlafen und der Mittwoch steht im Zeichen der Marschvorbereitungen. Die Karten müssen übertragen werden, die Packungen erstellt und

auch die mentale Vorbereitung sollte nicht zu kurz kommen. Um 16 Uhr der grosse Augenblick: Die erste Patrouille startet mit den Schuhsohlen im Bodensee zum Marsch. Fünf Minuten später sind auch wir an der Reihe. Es läuft gut, wir sind innerhalb der Marschzeitberechnung. Nach etwa zwei Stunden Marschzeit werden wir jedoch von der Patrouille Fritz eingeholt. Nach etwa einem Viertel der Strecke erfolgt der erste Zwangshalt. Hier müssen wir 25 Minuten warten und können das Nachtessen einnehmen. Und weiter geht es. Etwa alle 5 km treffen wir auf einen Kontrollposten, hier müssen wir abknipsen und die Zeit eintragen.

Zeit für Gedanken

In dieser Nacht gehen jedem von uns unzählige Gedanken durch den Kopf, jeder hat seine Krisen zu überwinden.

Aber wir kommen dem Ziel näher. Nach drei Vierteln der Strecke folgt die zweite Pause. Wir haben 20 Minuten Zeit

Bremgarten, Sommer 2000, beim Abverdienen des Kp Kdt mit dem Kommandozug



für das «Morgenessen». Langsam machen sich nun doch die Blasen an den Füßen unangenehm bemerkbar und auch die Beine werden immer schwerer. Jetzt heisst es, noch einmal auf die Zähne zu beißen. Die Kaserne Brugg ist nicht mehr weit weg. Nach 14 Stunden und 38 Minuten erreichen wir das Ziel, 44 Minuten hinter der Siegerpatrouille. Wir sind ziemlich geschafft, doch überglücklich, die Durchhalteübung erfolgreich hinter uns gebracht zu haben. Als Team sind wir gestartet, als Team sind wir angekommen.

Profitiert von einem guten Umfeld

Die Hauptaktivität der letzten Woche war ganz bestimmt die Materialreinigung und -rückgabe. So musste das ganze Korpsmaterial, das wir nur teilweise gefasst hatten, angefangen bei den Landkarten bis hin zu den «Kämpfern», wieder abgegeben werden. Das Velo, das uns während der letzten 17 Wochen ein treuer Begleiter gewesen war, wurde ebenfalls gereinigt und zurückschoben. Weiter räumten wir auch unsere Theoriebaracken, und das ganze technische Material wurde gereinigt, kontrolliert und ins Zeughaus zurückgebracht. Diese Arbeiten waren etwas umfangreicher als gewöhnlich, weil wir die letzte Offizierschule in Brugg waren; ab nächstem Jahr wird das Reppischtal der neue Standort der Genie-Offiziersschule sein.

Langersehnter Tag

Am Donnerstag erhielten wir die Schlussqualifikation vom Schulkommandanten. Aber der langersehnte Tag war der Freitag: der letzte Tag als Aspirant! Tagwache war schon in aller Frühe. Nach dem Morgen-



20. Oktober 1995: Am Offiziersball mit charmanter Begleiterin

essen machten wir uns daran, den Rest unseres persönlichen Materials zu verstauen und in die Autos zu verladen. Von 7.15 bis 8.15 Uhr fand im Filmsaal der Schlussrapport statt. Es hiess, noch ein letztes Mal Bilanz zu ziehen.

Danach fuhren wir mit den Autos zum Schloss Lenzburg. Der grosse Augenblick der Brevetierung war gekommen. In einer feierlichen Zeremonie im Rittersaal wurde jeder von uns mit einem Handschlag über der Schweizerfahne vom Schulkommandanten zum Leutnant befördert. Auch zahlreiche Prominenz aus Politik und Militär war anwesend, ebenso viele Verwandte und Bekannte der Aspiranten.

Anschliessend wurde auf dem Schlosshof zum Apéro eingeladen. Kurz vor dem Mittag dann der grosse Augenblick: das letzte Hauptverlesen.

Von Lenzburg nach Zürich

Damit war die Offiziersschule offiziell beendet. Jetzt hatten alle Zeit, sich ein wenig zu erholen bis zum Offiziersball. Seit langem fand er wieder einmal in Zürich statt und zwar im Zunfthaus «Zur Schmieden». Eröffnet wurde er mit einem kurzen Apéro,

dann folgte ein reichhaltiges Nachtessen. Später wurde zum Tanz aufgespielt. Es war Verlängerung bis um 2 Uhr morgens eingegeben worden. Und für diejenigen, die immer noch nicht müde waren, hatte das Zürcher Nachtleben ja auch noch einiges zu bieten.

Aus Überzeugung

Auch rückblickend gesehen finde ich es weiterhin wichtig, dass sich genug junge Leute melden, die bereit sind, freiwillig mehr zu bieten für unsere Gesellschaft. Und zwar aus Überzeugung, den zukünftigen Rekruten gute und vorbildliche Auszubildner zu sein. Jeder kann auf dem Weg dazu viel profitieren; viel hängt jedoch hauptsächlich von der Einstellung und vom persönlichen Einsatz ab. Uns wurde jedenfalls ein gutes Umfeld dazu geboten.

Der 1970 geborene **Josef Wiederkehr** ist in Dietikon aufgewachsen und hat nach dem Schulbesuch eine Lehre als Maurer und gleichzeitig die Berufsmittelschule absolviert.

Er entschied sich nach der Matur für das Studium der Wirtschaftswissenschaften. Dazwischen war Josef Wiederkehr auch als Vorarbeiter und Bauführer im väterlichen Betrieb tätig.

Die Universität Zürich verlieh ihm 2006 den Titel eines Dr. oec. publ.

Seit 1999 ist er Geschäftsführer und Verwaltungsratspräsident des Baugeschäftes Josef Wiederkehr in Dietikon.

Von 1999 bis 2012 gehörte Wiederkehr dem kommunalen Parlament an und seit 2005 ist er Mitglied des Kantonsrates (CVP). Josef Wiederkehr ist verheiratet und seit 2012 als Oberstleutnant Kommandant eines Katastrophenhilfsbataillons.

Erste drei harte Wochen: Zwei Rekruten

Auf Einladung des Zugführers hin schildern die beiden Rekruten Dominic Hauser und Fabian Sager ihre Eindrücke und Erlebnisse. Dieser Artikel erschien im Jahr 1996 im Limmattaler Tagblatt.

«Genie oder nicht?» – Das ist hier die Frage

Nun haben wir die ersten drei Wochen unserer Rekrutenschule hinter uns. Somit ist die Grundausbildung eigentlich abgeschlossen, was aber leider nicht heisst, dass damit die formelle Ausbildung, sprich Grüssen, Gradkenntnisse, Zugschule, abgeschlossen ist. Kurz, all das, was viele noch so von der eigenen RS in Erinnerung haben. Immerhin haben die meisten von uns, sowohl Rekruten als auch Zugführer, diese drei Wochen mehr oder weniger gut überstanden.

Mit flauem Gefühl

Nun aber einmal von Anfang an. Am 8. Juli rückten rund 120 Rekruten in die Kompanie II der G RS 256 ein. Mit einem flauen Gefühl im Magen warteten wir auf das, was in den nächsten 15 Wochen auf uns zukommen sollte. Schon im Tenue Zivil wurde mit der Ausbildung begonnen: erstmals den Korporal vom Leutnant und vom Divisionär unterschieden, x-mal die Sprüchli «Leutnant, Rekrut Sowieso», «Meld mi zrug» und «Meld mi ab» aufgesagt. Schon am ersten Tag bekamen wir unsere persönliche Waffe, das Sturmgewehr 90; die Anwohner der Kaserne haben sicher mitbekommen, dass wieder einige Hundert hin- und herschnellende Sturmgewehrverschlüsse schon morgens um sieben die Stil-

le der Nacht vertrieben. Bereits am dritten Tag wurden unsere Füsse strapaziert.

Ansturm auf die Krankenstation

Die Marschstrecke von fünf Kilometern mag den meisten Lesern nicht als wahnsinnig lang erscheinen, aber alleine das Gewicht der Packung (Gewehr, Grundtrageinheit und Kampfrucksack mit Werkzeug und Helm) liess uns schon beim Abmarsch auf dem Kasernenareal die Brisanz dieser Übung erahnen. Nach einer guten Stunde erlebte die Krankenstation einen kleinen Ansturm. Jene, die ärztliche Betreuung benötigten, mussten lange darauf warten. Bis in die frühen Morgenstunden wurden wir von zurückkehrenden Kameraden geweckt. Von diesem Zeitpunkt an ging es anstrengend weiter.

Waldlauf, Fitcheck, Hindernisbahn (besser bekannt unter dem Namen Kampfbahn), zwei 10-km-Märsche und für die einen oder anderen nächtliches Straf-Jogging bildeten das sportliche Rahmenprogramm, ganz abgesehen von den täglichen Verschiebungen von der Kaserne auf den Waffenplatz oder in den Schiessstand. Am Donnerstag wurde zum ersten Mal im Gelände verpflegt, das hiess, das Essen würde mit Staub und Sand vermischt, und nach der Stärkung musste die Gamelle wieder gereinigt werden.

Zusätzlich hatten wir auf dem Feld eine halbe Stunde weniger Mittagspause und mussten, auch als zukünftige Sappeure, das Gewehr ständig auf Mann tragen.

Endlich: Der erste Urlaub

Sehnlichst wurde von uns das Wochenende erwartet. Den ersten Urlaub konnten wir am Samstagmorgen um 7.30 Uhr antreten. Bis am Sonntag um Mitternacht hatten unsere Mütter Zeit, die gebrauchten T-Shirts und Socken zu waschen und wieder auf ein erträgliches Geruchsniveau zu

und ihr Leutnant berichten

bringen, respektive konnten wir Rekruten wieder einmal ausschlafen.

In der zweiten Woche wurden wir in die «Kunst» der Anwendung der AC-Schutzmaske eingeführt. Angefangen mit einem interessanten Theorieblock über die Auswirkungen der chemischen Kampfstoffe, sollten wir die Wichtigkeit der «Schuma» erkennen. In diesem Moment für jeden Rekruten klar ersichtlich, aber zum Zeitpunkt der drillmässigen Montur-Erstellung gleichwohl verhasst.

Test der unangenehmen Art

Die Dichtigkeit des «Rüssels» wurde sogleich mit dem Bananen- und Tränengastest überprüft. Glück für das Gros der Kompanie, das ohne tränende und brennende Augen das Testlokal wieder verlassen konnte und nicht noch zum Nachtest antreten musste.

Ebenfalls war Schiessen mit scharfer Munition auf dem Wochenplan. So wurde am Donnerstag ins Krähtal (30 Minuten Marsch von der Kaserne aus) verschoben. Neben normaler Ausbildung (Gefechtsausbildung, Kameradenhilfe) durfte jeder Rekrut auch noch neun Schüsse auf die 30 Meter entfernte Zielscheibe abfeuern. Logischerweise erfüllten nicht schon beim ersten Mal alle das Ziel, aus einer Dreierserie dreimal «Schwarz» zu treffen.

Damoklesschwert Inspektion

Wie ein roter Faden zieht sich das Training für die Inspektion durch das Wochenprogramm, die jeweils am letzten Wochentag stattfindet. Wer die Inspektion nicht erfüllt, darf, während seine Kameraden im Ausgang die Brugger Biervorräte zur Neige gehen lassen, zur Nacharbeit antreten, damit er den «gleichen Ausbildungsstand wie seine Mitstreiter erreicht». Darum wird, mit der ständigen Angst vor dem gestrichenen

Ausgang im Bauch, heftig an den Details gefeilt, leider nicht immer mit Erfolg, wie die Inspektionsresultate beweisen.

Alle bisherigen Ausbildungsschwerpunkte werden weiterhin ein fester Bestandteil unseres Tagesbefehls sein, obwohl in der vierten Woche die Fachausbildung beginnt. Für uns zukünftige Sappeure umfasst sie vor allem den Brückenbau, aber auch Sprengdienst und weitere genietechnische Aufgaben.

Genie-RS aus der Sicht des Zugführers: Drei harte erste Wochen

Seit der Armeereform im Jahr 1995 ist der Zugführer in den ersten drei Wochen der RS mit den Rekruten alleine. Das heisst, er hat keine Korporäle zur Seite, die ihn bei der Ausbildung unterstützen. Der Leutnant ist somit den ganzen Tag als Zugführer unterwegs und hat am Abend, nach Ende der Ausbildung, noch die Lektionen für die nächsten Tage vorzubereiten. Schlaf ist für ihn Mangelware; vier bis fünf Stunden sind derzeit normal.

Die anfänglich grosse Herausforderung ist insofern ein positiver Aspekt, als der Ausbildner direkten Einfluss nehmen kann und der Kontakt zwischen ihm und den Rekruten sehr nah ist.

Natürlich kann seine Arbeit auch aufreibend sein, wenn er den Tag mit mehr oder weniger intelligenten Fragen gelöchert wird oder die Rekruten über zu grossen Stress und zu kurze Ruhezeiten klagen. Letzteres ist ein besonders heikles Thema, da der Leutnant noch kürzere Ruhezeiten hat, den Rekruten gegenüber aber dennoch für ihre Probleme Verständnis zeigen sollte. Rückblickend möchte ich die ersten drei Wochen als Erfolg werten. Alle Rekruten verfügen über eine solide Grundausbildung. Im Zug herrscht ein gutes Klima, und alle arbeiten motiviert. Die nächste Herausforderung stellt sich in der Integration der Korporäle als Gruppenführer in den Zug.

Sie haben soeben die Unteroffiziersschule abgeschlossen und sind jetzt, Anfang der 4. Woche, zu uns gestossen. In den nächsten Wochen wird sich zeigen, ob sich die neuen Gruppenführer durchsetzen können und von den Rekruten gut aufgenommen werden.

Lt Josef Wiederkehr. Dietikon

Über müde Köpfe und grüne Daumen

Mit Beginn der vierten RS-Woche sind die Korporäle zu den Zügen gestossen, das heisst, jeder Zug ist in drei Gruppen von zirka acht Rekruten aufgeteilt worden. Da zu diesem Zeitpunkt die Grundausbildung abgeschlossen ist, können wir mit der eigentlichen genietechnischen Ausbildung beginnen.

Keine langen Trockenübungen

Ein Teil der Züge beginnt mit Werkzeugkenntnis, was vor allem in das Gebiet der Zimmerleute und Schreiner fällt. Das will aber nicht heissen, dass diese alles Material genau bezeichnen können, denn wie man sich ja vorstellen kann, wird für das Militär jedes Werkzeug mit einem neuen Namen versehen.

Die anderen Züge beginnen die Woche mit Sprengausbildung. Was zuerst mit Manipuliersprengstoff geübt wird, explodiert wenige Tage später schon richtig im Sprenggarten.

Ebenfalls wurde eine weitere Aufteilung der Rekruten vorgenommen, die Einteilung in die Spezialgebiete. Einzig für die Ausbildung als Doppelfunktionär, sprich Fahrer, ist eine zivile Voraussetzung gegeben, nämlich der Besitz des Führerausweises der Kategorie B. Bei der Einteilung in die anderen Spezialgebiete – Minenzeichner, Zugsanitäter, Baugeräte- und Panzerfaustspezialisten – wird vor allem auf die berufliche Ausbildung Rücksicht genommen, was aber nicht Bedin-

gung für die Zuteilung ist. Von der vierten bis zur sechsten Woche ist nun der Zugverband während der meisten Zeit aufgelöst, und die Rekruten werden je nach Fachgebiet ausgebildet.

Doppelfunktionäre

Die Ausbildung der Doppelfunktionäre dauert ein wenig länger als die der anderen Spezialisten. Das ist aber auch verständlich, wenn man bedenkt, dass die Fahrer ihr Training mit dem militärischen Fahrausweis abschliessen und somit später bei Verschiebungen eine sehr verantwortungsvolle Aufgabe übernehmen müssen.

Dazu kommt, dass sie wie die zivilen Berufsschauffeure sechs Stunden vor ihrem Fahrauftrag keinen Alkohol konsumieren dürfen und den Dienst mit null Promille antreten müssen.

Nicht nach Pfadimanager ...

Als weitere Neuerung kam das Biwakieren dazu. Sowohl in der fünften als auch in der sechsten Woche verbrachten wir die Nacht vom Montag auf den Dienstag im Wald. Nicht ganz nach Pfadfindermanager: Bis morgens um zwei Uhr hatten wir Nachtausbildung, und während der restlichen Zeit, in der wir schlafen konnten, musste jeder noch eine halbe Stunde Wache schieben. Somit gingen wir noch müde in den Rest der Woche. Zu unserem grossen Leidwesen hatten wir nicht gerade Wetterglück. Biwakieren ist auch bei Regen reizvoll, bei ungeschickter Handhabung kann man allerdings auch böse Überraschungen erleben.

Weiterhin kam aber auch die sportliche Aktivität nicht zu kurz. So stand ein zweiter 10-km-Patton-Lauf auf dem Programm.

Als Patton-Lauf bezeichnet man einen Waffenlauf, mit Packung und Sturmgewehr, bei dem immer vier Läufer ein Team bilden und die Strecke gemeinsam absolvieren. Aus den beiden Läufen wurde eine Gesamttrangliste erstellt, wobei die ersten zehn Rekruten einen «grünen Daumen» bekamen. Mit diesem Gutschein können sie einmal schon am Freitag in den Urlaub. Erfreulich ist, dass acht von diesen zehn «Leistungsabtreten» an unseren Zug abgegeben wurden. Aber auch die Märsche wurden nicht aus dem Programm genommen. So brachten wir in den vergangenen zwei Wochen einen 10- und einen 15-Kilometer-Marsch hinter uns. Das Training der RS macht sich langsam bemerkbar: Die meisten Rekruten litten beim ersten «Fünfer» mehr als jetzt auf der 15 km langen Strecke.

Bald zum Brückenbau

Da unsere Kompanie in der letzten Woche Wachdienst hatte, fehlten immer einige im Verband, was auch von jenen, die normal zur Arbeit erscheinen mussten, eine grössere Umstellung erforderte, weil viele Rekruten ein Jöbli gefasst haben. Spätestens als an einem Morgen kein Znüni vorhanden war, weil der Zuständige Wache hatte, sah man einige lange Gesichter.

Nun geht die Spezialistenausbildung noch eine Woche weiter, nachher wird im Zugverband mit dem Bau der festen Brücke begonnen.

Genie-RS aus der Sicht des Zugführers: «Hauptereignis» Inspektion

In der Zwischenzeit haben sich die in der dritten Woche dazugekommenen Korporäle gut in den Zug integriert. In der fünften Woche begann die Spezialistenausbildung. Dabei hatten Leutnant Schraner und ich die Bauspezialisten zu betreuen. Diese wurden auf dem Gebiet Benzinkettensäge ausgebildet, wobei sie sogar einige kranke Bäume fällen konnten, und an der Elektrogruppe 61. Dabei handelt es sich um ein Notstromaggregat, an welches man eine Kreissäge, Bohrmaschinen und Beleuchtungsmaterial anschliessen kann.

Ebenso wurden sie am Trockenbohrsystem ausgebildet. Auch hier fand eine praktische Ausbildung statt, bei welcher mit dem Kompressor und dem Benzinbohrhammer einige alte Betonklötze zerkleinert wurden. Natürlich war die Motivation bei den vielen Bauhandwerkern sehr gross, sie waren zeitweise kaum zu bremsen.

Erfreulich ist auch, dass sich die sportliche Leistungsfähigkeit der Rekruten massiv gesteigert hat. So wurden sehr gute Resultate im Patton-Lauf erzielt, und auch die Märsche waren für sie einfacher zu bewältigen. Sehr zufrieden war ich mit den Schiessresultaten meines Zuges. Zu verbessern sind noch die Disziplin und die militärischen Umgangsformen.

Das Hauptereignis in der sechsten Woche war ganz bestimmt die Inspektion beim Einheitsinstruktor. Nach einer anstrengenden Nachtübung am Mittwoch – die Rekruten kamen erst um zwei Uhr ins Bett – hatte sich die Kompanie am Donnerstagmorgen zu präsentieren. Danach zeigte jeder Zug eine dreiminütige Zugschule, und die Arbeitsplätze für den Vormittag wurden inspiziert. Die Kompanie schloss dabei mit einem «gut» ab. Dieses Resultat wurde auch vom Einheitsinstruktor belohnt, denn die Rekruten durften am nächsten Tag eine Stunde später aufstehen als gewöhnlich.

Die siebte und achte Woche werden sicher der Höhepunkt der Sappeurausbildung sein, denn während dieser Zeit wird die Ausbildung an der festen Brücke stattfinden, dem Hauptinstrument der Sappeure.

Lt Josef Wiederkehr, Dietikon

Mit Knochenarbeit im Rekordtempo ein

Die Spezialistenausbildung ist nun abgeschlossen und wir beginnen mit dem Bau der festen Brücke 69 (FB 69, 69 bezeichnet den Jahrgang des Materials).

In den Gruppen lernten wir die verschiedenen Einbaumöglichkeiten der Brücke kennen, es gibt sowohl die einstöckige als auch die Version. Letztgenannte ist viel länger als die einstöckige und kann ohne zusätzliche Verstärkung bis zu 45.10 Meter lang gebaut werden. Schon von Beginn weg merkten wir, dass diese Arbeit eine harte, schweisstreibende und nicht ganz ungefährliche Sache ist. Bei Unvorsichtigkeit kann es vorkommen, dass Finger zwischen den Elementen stecken bleiben und nachher etwas flacher sind.

Eine Brücke wird durch den ganzen Zug eingebaut, der in drei Gruppen (Links, Mitte und Rechts) aufgeteilt wird. Die Brückenbestandteile, die sogenannten Elemente, sind zu Arbeitsbeginn auf grossen, transportgeeigneten Aluplatten gelagert. Diese müssen zuerst von den Gurten befreit werden, dann kann mit dem Abladen des Materials begonnen werden. Gruppe Rechts baut das Montagegestell zusammen, auf dem nachher die ganze Brücke zusammengesetzt wird. Die übrigen Leute stellen die Bauteile in Griffnähe, damit der Einbau möglichst schnell vorangehen kann. Die Brücke wird ganz auf dem Land zusammengebaut und immer wieder Stück für Stück mit einem Lastwagen über das Wasser geschoben. Am Schluss wird die auf sie Erde abgesetzt und alle Hilfsmittel entfernt.

Mit dem Einbau der Fahrbahnplatten ist die Arbeit abgeschlossen. Die Brücke ist mit bis zu

60 Tonnen befahrbar und wiegt selbst um die 25 Tonnen (30 Meter Spannweite). An der Inspektion müssen wir die Brücke innerhalb von 68 Minuten eingebaut haben.

Das leidige Thema «Gefechtsmarsch»

Mancher Leser mag sich nun fragen, warum dieses Thema denn leidig ist. Diese Frage kann schnell beantwortet werden. Beim gefechtsmässigen Verschieben, was sowieso nur nachts geschieht, rechnet man immer mit dem Feind in allernächster Nähe, wie sonst übrigens auch. Also darf nicht gesprochen werden, nichts an der Packung darf klappern, rütteln oder sonstwie Lärm verursachen, die Abstände von zirka zehn Metern zwischen den einzelnen Rekruten müssen in der Schützenkolonne strikte eingehalten werden. Das Gewehr ist, wenn auch ungeladen, stets im Anschlag zu tragen.

Vor lauter Tarnung, geschwärztes Gesicht, dunkle Hände und so weiter, sieht man kaum mehr seine nächsten Kameraden. Nicht selten gibt es bei solchen Übungen einen «Feind»-Angriff, bei dem das Verhalten der Mannschaft getestet wird. Ist es richtig, kann es auch vorkommen, dass wir Rekruten belohnt werden. So durften wir wegen guten Einsatzes eine Stunde früher in den Ausgang.

Das Militär ist ja auch für die Allgemeinheit da, und unseren ersten «öffentlichen» Einsatz hatten wir letzte Woche in der Kasernenturnhalle. Blutspenden stand auf dem Programm. Dieser Unterbruch der Ausbildung mit der damit verbundenen befohlenen Erholung kam uns allen sehr gelegen.

Inspektionen

Zum ersten Mal in unserer Militärzeit wurden wir vom Schulkommandanten i Gst Keller geprüft. Diesem Nachmittag mit Kompanie- und

Nachtessen verdient

Zugspräsentation ging eine lange Übungszeit voraus. Vor allem an der Zugschule wurde lange gefeilt, so hatten wir in den Tagen vor der Inspektion jeden Morgen zwanzig Minuten Training, bevor wir mit der eigentlichen Ausbildung angingen. Damit verbunden war auch eine halbe Stunde früher Tagwache, was die meisten aber mit Fassung trugen.

An der Präsentation der Züge musste jeder Zug sein Zugslied vortragen. Meistens wird dabei einer bekannten Melodie ein neuer Text verpasst, so dass Inhalt und Umgebung zusammenpassen. Die ganze Kompanie schloss mit einem «gut» ab. Beruhigt konnten wir anschliessend unsere Arbeitsplätze betreten, an denen geprüft wurde, ob überhaupt und wie viel uns von der Grundausbildung geblieben ist.

Am gleichen Nachmittag wurde auch noch das Wissen aus der Spezialistenausbildung getestet. So mussten die Baugerätespezialisten die richtige Handhabung der Benzinkettensäge und einer Petrollampe beweisen sowie verschiedene Knoten vorzeigen. Die Panzerfäustler mussten eine Drillpiste mit der Panzerfaust absolvieren, auf der die Manipulationen der Waffe kontrolliert wurden.

Verfrühter Wochenendurlaub

Die Doppelfunktionäre, Motorfahrer, mussten die Leistungsnorm 1 im Schneekettenmontieren erfüllen. Innerhalb von zwölf Minuten müssen zwei Räder mit Ketten belegt sein. Anschliessend hatten sie nochmals eine theoretische Fahrprüfung auszufüllen.

Die gesamte Inspektion wurde vom Schulkommandanten mit einem «gut» bewertet. Als Belohnung darf die ganze Kompanie schon am Freitagabend in den Wochenendurlaub abtreten. Zwei Tage später mussten wir unsere brückenbaulichen Fähigkeiten in einer Inspektion

unter Beweis stellen. Auf ein Startsignal stürzten wir uns auf die aufpalettierten Elemente. Wir hatten je nach Brückenlänge zwischen 63 und 68 Minuten Zeit, die komplette Brücke mit der dazugehörigen Signalisation zu erbauen. Bereits nach 52 Minuten konnten wir, völlig durchgeschwitzt und müde, als erster Zug die Brücke freigeben und verdienten somit ein vom Zugführer mitfinanziertes Nachtessen.

Genie-RS aus der Sicht des Zugführers: Der Besuchstag steht vor der Tür

Die Hauptereignisse der letzten beiden Wochen waren die Ausbildung an der festen Brücke und die zwei Inspektionen in der 8. Woche. Eine vor dem Schulkommandanten und die zweite der zugsweise Einbau der festen Brücke. Einmal mehr darf der Zugführer sehr zufrieden sein mit seinen Rekruten. Am Dienstag, bei der Inspektion vor dem Schulkommandanten, mussten wir eine Zugschule vorführen. Hier hat sich gezeigt, dass das häufige Training gefruchtet hat. So wurde unsere Zugschule mit einem «bis gut» bewertet. Die Inspektion war auch für die ganze Kompanie ein Erfolg und wurde honoriert, indem die Kompanie bereits am Freitagabend in den Urlaub abtreten durfte.

Schlag auf Schlag ging es weiter, denn schon am Donnerstag fand die Feste-Brücke-Inspektion statt. Nach einer misslungenen Hauptprobe am Vormittag zeigte der Zug am Nachmittag eine Topleistung und hatte nach 52 Minuten als erster Zug die Brücke fixfertig eingebaut, zum Stolz des Zugführers. Mit dieser Leistung hat sich der ganze Zug ein Nachtessen verdient. Dank dem Honorar für den Zeitungsartikel, das in die Zugkasse geflossen ist, und einem Zustupf des Zugführers dürfte so ein gemütlicher Abend im Restaurant «Freihof» in Dietikon entstehen.

Für die letzten sieben Wochen muss es sicher das Ziel sein, die Motivation der Rekruten und das Klima im Zug weiter auf diesem Niveau zu halten, um allfällige Durchhänger zu vermeiden.

Während des Gefechtsschiessens dürfte das ein kleineres Problem sein, da dann die meisten Rekruten von sich aus motiviert sind. Aber während der letzten Wochen benötigt es schon einen um einiges härteren Einsatz vom Kader, um die Rekruten mit einem interessanten Programm mitzureissen.

Lt Josef Wiederkehr, Dietikon

3000 kamen, sahen und staunten

Das Thema «feste Brücke 69» war mit Ende der achten Woche abgeschlossen. Für die Züge 1 und 3 gab es in der zehnten Woche noch einen Spezialkurs mit Inhalt Unterspaltung der festen Brücke. Während dieser Zeit bereiten die beiden anderen Züge die Übung «Cerberus» vor.

Dabei handelt es sich um einen Bewachungsauftrag, an dem die ganze Schule teilnimmt. Jeder Zug muss ab der zehnten Woche einen Tag lang einen Sendeturm bewachen. Die Vorbereitungsarbeiten beschränken sich vornehmlich auf das Bereitstellen von Rundhölzern und Stacheldraht. Dieses Material wird mit Lastwagen und Anhänger an Ort und Stelle gebracht werden und dann von den Wachmannschaften benutzt.

Der behelfsmässige Holzsteg

Am Anfang der neunten Woche lernten wir noch eine andere Art von Brücke kennen. Nämlich den behelfsmässigen Holzsteg. Dieser wird eingesetzt, wenn es darum geht, für Fussgänger eine Übersetzmöglichkeit über einen Bach zu erstellen. Er kommt vor allem bei Umweltkatastrophen zum Einsatz. Vorteile dieser Brücke sind, dass Holz überall vorhanden ist und der Steg sehr schnell erstellt ist. Mittels Schnürleinen werden die Rundhölzer zusammengebunden und mit Brettern belegt. Nachdem wir in den ersten drei Wochen sehr viel Sport getrieben ha-

ben, widmeten wir uns in der nachfolgenden Zeit mehr der technischen Ausbildung. Diese Woche nun steht wieder vermehrt Sport auf dem Programm.

Scheune umgenutzt

Schon dreimal haben wir eine Nachtübung zum Thema Bereitschaftsraum Wald erlebt. Am neunten RS-Mittwoch übernachteten wir zum ersten Mal in einem Dorf. Wir lernten uns in einer Scheune einzurichten, ein Verwundetennest aufzubauen, einen Kommandoposten zu erstellen sowie eine Feldküche funktionsfähig zu machen. An dieser Stelle herzlichen Dank an die Bewohner von Oberbözberg, die uns so gastfreundlich aufgenommen haben.

Besuchstag als Höhepunkt

Der Höhepunkt der zehnten RS-Woche war sicher der Besuchstag. Aufgrund unseres guten Inspektionsresultates wurde unserem Zug der Bau der festen Brücke 69 zugeteilt. Den ganzen Freitag hatten wir Zeit, uns mit den Vorbereitungsarbeiten zu beschäftigen. Wir übten das Erstellen der Brücke nochmals und wechselten gleichzeitig die fehlerhaften Teile aus, damit am Samstag alles wie geschmiert vor sich gehen konnte. Am Rand unseres Arbeitsplatzes errichteten wir mit Hilfe von Gerüstbauelementen «Widis Café». Neben uns bauten andere Züge die einstöckige Brücke sowie eine Hängebrücke mit schön gestalteten hölzernen Stütztürmen. Um die Vielfältigkeit der Sappeure zu unterstreichen, wurde zusätzlich eine originelle Modeschau organisiert.

Am frühen Samstagmorgen erledigten wir die allerletzten Vorbereitungsarbeiten. So schmückten wir «Widis Café» mit einem

Tarnnetz und Schwimmwesten, hängten eine Zugsfoto-Collage auf und stellten an der Bar Kaffee und Kuchen für die Besucher bereit. Unser Schulkommandant, Oberst i Gst Keller, begrüßte unsere Angehörigen und Freunde auf der Tribüne im Schachen. Mit einem Vorbeimarsch unsererseits präsentierte er die Schule. Völlig überwältigt von der Menge der Besucher, über 3000, hatten wir Mühe, uns auf den Gleichschritt zu konzentrieren. Obwohl das Defilee nicht perfekt war, ernteten wir grossen Applaus dafür.

Und endlich: Urlaub

Zurück bei unseren Arbeitsplätzen wurde den Angehörigen unsere Kompanie vorgestellt. Dann begannen wir mit dem Bau der Brücke. Nach zirka 35 Minuten war das Werk vollendet und unser Café füllte sich mit Gästen. Ab elf Uhr konnte die Kaserne besichtigt werden. Nach einem vorzüglichen Mittagessen wurde die ganze Schule in den Urlaub entlassen.

Genie-RS aus der Sicht des Zugführers: Regen und anstrengende Tage

Die 10. Woche war ziemlich anstrengend, für zwei Tage stand Gefechtsschiessen auf dem Programm, Schiessplätze Leumli und Eichwald. Am Mittwochabend fand unser gemütliches Nachtessen im Restaurant Freihof statt. Wirt Gerundo staunte nicht schlecht über die Mengen, die die Rekruten verzehrten.

Am Donnerstagmorgen war bereits in aller Frühe Tagwache. Denn nach dem Morgenessen und einer halbstündigen Fahrt auf den Geissberg fand bereits um 6 Uhr die Wachtablösung statt. So waren die nächsten 24 Stunden der Wachtausbildung mit Kampfmunition gewidmet. Am Freitag in aller Frühe wurde noch auf dem Geissberg verpflegt. Anschliessend verschoben wir in den Schachen, um die Vorbereitungen für den Besuchstag zu treffen. Inzwischen waren die Rekruten sichtlich gezeichnet von den letzten anstrengenden Tagen und dem schlechten Wetter. So hielt sich die Begeisterung in Grenzen, als der Zugführer den Befehl gab, als Hauptprobe auf den Besuchstag die feste Brücke nochmals zu erstellen.

Spätestens jedoch als wir feststellten, dass auf einzelnen Paletten Teile fehlten, stieg das Verständnis der Rekruten für diesen Entschluss. Ebenso mussten wir ein Dach über dem Café und die Bar selber noch einrichten. Dank einem guten Einsatz am Nachmittag waren die Arbeiten frühzeitig beendet und die Rekruten kamen am Abend doch noch zu einer vernünftigen Zeit ins Bett und konnten sich so wieder etwas erholen für den grossen Tag, den Samstag. So wurde der Besuchstag zu einem Erfolg und unser Café erfreute sich eines grossen Besucheransturms.

Die nächste Woche werden wir die DIN-Brücken und die Schlauchboot-Ausbildung in Angriff nehmen. In den folgenden zwei Wochen werden noch Übungen stattfinden, darunter auch die Durchhalteübung. Danach geht es bereits in die letzte Woche mit Materialrückgabe.

Lt Josef Wiederkehr, Dietikon

Gleich zwei «Neuheiten»: Gummiboot

Diese Woche kamen gleich zwei neue Sachen auf uns zu. Zum einen die Ausbildung auf den M6, allgemein als Schlauchboot bekannt, zum anderen die Brücke mit DIN-Trägern, das heisst, Stahlträgern im Doppel-T-Profil.

Gleich am Montagmorgen stiegen wir mit einer Theorielektion über die Handhabung der M6-Boote in den freizeitartigen Bereich unserer RS ein. Anschliessend ging es an das Aufpumpen und Einrichten der Boote.

Sieht leichter aus, als es ist

Der erste Versuch, das Überqueren der Aare ohne abzudriften, zeigte, dass es leichter aussieht, als es wirklich ist. Kaum eine Mannschaft erreichte das Ziel und musste somit ihr Schiff nicht am Gegenufer wieder hinaufziehen. Schon beim zweiten Versuch klappte es viel besser. Wir unternahmen die erste kleine Tour und paddelten zirka zwei Kilometer flussabwärts. Dabei mussten wir zwischen Rapperswil und Schinznach Bad verschiedene Posten anfahren, wobei es auch schon schwieriger Hindernisse zu überwinden galt.

Dass dabei auch die eine oder andere Wassertschlacht ausgetragen wurde, versteht sich von selbst. Am Mittwoch ging es dann richtig los. Mit drei Booten verschob unser Zug nach Bremgarten, wo wir gefechtsmässiges Einwässern übten. Wir paddelten taktisch bis zur Brücke Gnadental. Unterwegs schalteten wir eine Kampfpause ein. An einem schönen Platz hatte unser Lastwagenchauffeur schon ein Feuer entfacht, über dem wir die mitgebrachten Würste braten konnten. Frisch gestärkt nahmen wir den

letzten Teil der Route in Angriff. Müde, aber zufrieden kamen wir wieder in der Kaserne an.

Wie schon am Anfang erwähnt, lernten wir auch noch eine neue Brücke kennen. Bei der DIN-Brücke werden zirka alle zehn Meter hölzerne Pfeiler in den Fluss oder See gerammt. Darauf bindet der Sappeur ein sogenanntes Joch ab, das heisst, die einzelnen Stämme werden miteinander verbunden und mit einem aufliegenden, quer zur Brücke ausgerichteten Stahlträger versehen. Mit Hilfe eines Pneukrans werden darauf die eineinhalb Tonnen schweren Längsträger montiert. Somit steht das Grundgerüst. Eingedeckt wird die Brücke nun mit Holz. Nach einer Schicht Querbalken folgen zwei Lagen Bretter, die den Fahrbelag bilden. Je nachdem, von wem die Brücke genutzt wird, wird noch ein mehr oder weniger hohes Geländer aufgebaut.

Wir haben den Bau der DIN-Brücke leider nur auf dem Trockenen geübt. Die ganze Sache wird viel spektakulärer, wenn das Joch von Schlauchbooten aus abgebunden werden muss und die auf den Stahlträgern spazierenden Sappeure unter sich keine Wiese, sondern einen Fluss haben.

Und nochmals Inspektion

Ein Besuch vom Chef der Genietruppen, Oberst i Gst Schäublin, war angesagt. Am Vorabend übten wir noch bis in die Nacht hinein, uns zu präsentieren, damit dann am nächsten Morgen der erste Eindruck unserer Kompanie positiv ausfallen würde. Anschliessend gab es verschiedene Detachementsaufträge zu erledigen wie Kasernenreinigung, Vorbereiten des Materials für den Inspektionstag und verschiedene kleinere Arbeiten.

Ein wenig früher als sonst begann für uns der Tag. Wir gaben der Kaserne und uns den letzten Schliff, standen in Reih und Glied und warteten, bis unser Kadi dem Obersten die Kompanie

und Brücke

melden konnte. Nach der Präsentation verschob das Gros der Kompanie in den Ausbildungsplatz Stäglerhau, wo eine doppelstöckige Brücke mit Unterspannung gebaut wurde. Unser Zug hatte zuerst noch eine Lektion DIN-Ausbildung, nachher galt es, den Einbauplatz der DIN-Brücke tipp-topp aufzuräumen. Alles faule Holz wurde aussortiert, zersägt und abtransportiert. Das noch brauchbare Material wurde neu aufgestapelt. Gegen Abend fuhren auch wir in den Stäglerhau und bereiteten uns auf die geplante Nachtübung vor. Nach dem Nachtessen teilte uns der Genie-Chef mit, dass er mit der Inspektion zufrieden sei und darum die Nachtübung fallen lasse. Erleichtert, wieder mal genug schlafen zu können, ging es zur Kaserne zurück.

Übung «Kattun»

Für unsere erste grosse Übung musste ein Teil der Kompanie früher als sonst einrücken. Betroffenen davon waren alle Fahrer. Weil die Übung am frühen Montagmorgen, drei Uhr, begann, musste sichergestellt werden, dass wir zum Zeitpunkt des Übungsbeginns auch genügend ausgeruht waren. In der Region von Fribourg bezogen wir unseren Bereitschaftsraum. In der Nacht vom Montag auf den Dienstag musste Zug 1 schon die erste Brücke einbauen. So begannen wir um Mitternacht mit der Arbeit, da morgens um sechs Uhr die Überfahrt für eine Panzerbrigade erstellt sein musste. Die anderen Züge stellten die Einweisung und die Sicherung der Einbaustelle und unseres Lagerplatzes sicher.

Nach unserem neuen Erlebnis, einmal einige Panzer aus der Nähe zu betrachten, wurde die Brücke wieder abgebaut und verladen. Geplant war, die Brücke in der nächsten Nacht an einem anderen Ort wieder einzubauen. Da aber einiges Material nicht komplett oder defekt war, verzichtete das Kader auf diesen Teil der Übung.

Eine völlig neue Situation

Diese zweieinhalb Tage, in denen wir ein wenig gefechtsmässige Luft geschnuppert hatten, waren für uns Sappeure nicht ganz einfach, da es auch eine Übung für das Kader war. Es war neu für uns, dass wir auf unsere Fragen, was denn nun geschehe, keine Antworten bekamen. Nicht weil es uns die Vorgesetzten nicht sagen wollten, sondern weil sie es ganz einfach auch nicht wussten. Am Mittwochmorgen verschoben wir uns wieder zurück in die Kaserne nach Brugg. Nach einer ausgedehnten Putzaktion genossen wir wieder das Mittagessen im Speisesaal.

Genie-RS aus der Sicht des Zugführers: Letzte Lektionen mit Durchhaltewoche

In der 12. Woche fanden die letzten Ausbildungslektionen auf dem Gebiet DIN-Brücke und M6 (Schlauchboot) statt. Das Hauptereignis der Schlauchbootausbildung war ohne Zweifel die Talfahrt auf der Reuss. Gestartet wurde in Bremgarten, von dort aus ging es mit heftigen Paddelschlägen Richtung Brücke Gnadental. Auch das Wetter meinte es sehr gut mit uns, so konnten wir diesen sonnigen Herbsttag in vollen Zügen geniessen.

Ein wichtiger Termin in der 12. Woche war für mich als Mat-Of der Dienstag, an diesem Tag fand die Vorabgabe statt. Hier konnten wir das erste Tech-Material, wie Kompressoren und Notstromaggregate abgeben, das wir für die nächsten Wochen nicht mehr benötigen.

So richtig los ging es dann in der 13. Woche mit einer dreitägigen Übung in der welschen Schweiz, die Generalprobe für die Durchhalteübung. Gestartet wurde bereits in aller Frühe in der Nacht vom Sonntag zum Montag. In den folgenden drei Tagen machten wir Bekanntschaft mit der harten Seite des Militärs. Wir kämpften nicht nur gegen einen simulierten Feind, sondern auch gegen Müdigkeit, Regen, Kälte und Dunkelheit. Beim Schlafen im Freien muss man auch ständig auf der Hut sein, seine sieben Sachen beieinander zu haben, um unnötige Materialverluste zu vermeiden.

Diese drei Tage dürften ein kleiner Vorgeschmack auf die nächste Woche gewesen sein. Aber ich bin zuversichtlich, dass alle die gefürchtete Durchhalteübung gut überstehen werden. *Lt Josef Wiederkehr, Dietikon*

Technischer Lehrgang 64 2013

Jon Zehnder



Die ersten Tage

Ich mag mich recht gut an das Einrücken erinnern. Es war ein relativ warmer Frühlingstag Anfang März und ich war zuversichtlich, dass ich mit der Frühlings-RS doch nicht so eine schlechte Wahl getroffen hatte. Dass es später doch noch etwas kälter würde, wusste ich natürlich nicht.

Im Eisenbahnwagen sind die Rekruten schnell zu erkennen: Alle sind mit Gepäck und Marschbefehl ausgerüstet und einige haben die bei der Rekrutierung gefassten Kampfstiefel bereits angezogen. Daran sieht man gleich schon, wer sich auf das Ganze vorbereitet hat. Ich selber gehöre nicht zu diesen Leuten. Nur ein einziges Mal entschloss ich mich, meine Schuhe einzulaufen. Das Resultat war recht schmerzhaft: Ich bekam Blasen und Druckstellen an den Füßen und hinkte

die letzten paar Meter zu meinem Haus, als ob ich gerade von einem Marathon zurückkehren würde.

Als ich in Thun in der Dufour-Kaserne eintreffe und mich mit meinen Kameraden für die nächsten 21 Wochen unterhalte, wird mir schnell klar, dass ich zum Glück nicht der einzige bin, der sich nur halbherzig auf das Militär vorbereitet hat. Es freut mich, dass viele Mitrekruten einen ähnlichen Ausbildungs-Hintergrund haben wie ich: Gymnasium abgeschlossen, ein Arbeitspraktikum, Ferien und nun eben die RS.

Wir werden in Züge eingeteilt, und sobald alle da sind und ihre Stiefel angezogen haben, geht es los. «Zug 3 daher!», tönt es vom anderen Ende des Platzes. Und als wir mal ganz gemütlich dorthin gehen, wird sofort laut befohlen: «Bis dahäre wird denn gsecklet!» Nun weiss ich: Meine Zeit in der Armee hat definitiv begonnen.

Die ersten Wochen

Die ersten paar Wochen waren streng. Das Wetter war erstaunlich kalt für Mitte März, und obwohl beim Einrücken in Thun noch anständige zwanzig Grad herrschten, wurde uns spätestens beim Aussteigen aus dem Bus bei der Kaserne in Jassbach klar, dass der Winter noch nicht ganz zu Ende war.

Der weisse Schneehaufen wirkte gross und frisch im Schein der Flutlichtanlage, als wir von unserem Kompaniekommandanten in Empfang genommen wurden. Nach dem ganzen Herumgestehe am ersten Tag taten uns die Beine schon ziemlich weh. Daran werden wir uns in den nächsten paar Tagen wohl noch gewöhnen müssen.

Wenigstens sind wir so ausgerüstet, dass man, wenn man sich richtig anzieht, nicht allzu kalt hat. Das ist ein weiterer Vorteil der Frühlings-RS. Mehr anziehen kann man immer, vom Gnägi (Trikothemd) über die Fleecejacke bis hin zum Kälteschutz. Kurze Tarnanzughosen für den Sommer gibt es leider immer noch nicht und wird es vermutlich auch nie geben. Das einzige gefasste Ausrüstungsstück, welches uns nach der dritten Woche verboten wurde, jemals wieder anzuziehen, war der schwarze Rollmütz (Wintermütze). Vermutlich, weil wir darin aussahen wie 120 Zwerge.

Neben der Kälte und den schweren Beinen haben einige noch mit Fussbeschwerden zu kämpfen. Aus irgendeinem glücklichen Zufall gehöre ich nicht dazu, obwohl ich meine Kampfstiefel nur so pro forma eingelaufen habe. Etwa eine halbe Stunde lang bin ich in der letzten Woche vor der RS im Honeretwald gerannt, um am nächsten Tag mit den grössten Blasen meines Lebens herumzuhumpeln und mir zu sagen, dass das dann irgendwie schon klappen würde. Und es klappte.

Wenigstens haben wir alle mit denselben Problemen zu kämpfen. Das stärkt auch den Gruppenzusammenhalt. Irgendwie stecken wir halt alle in dieser Gemeinschaft. Meine Kameraden aus der Rekrutenschule sind Leute, mit denen ich mich auf Anhieb verstehe. Vielleicht liegt es daran, dass wir alle aus ähnlichem Umfeld stammen. Vielleicht habe ich auch nur Glück. Man kann über das Militär sagen, was man will, aber die Kameradschaft wird gross geschrieben und gelebt.



Das Wappen der EKF Schule 64
(Elektronische Kriegsführung)

In den ersten 8 Wochen der RS findet die sogenannte Allgemeine Grundausbildung statt (AGA genannt, das Militär und Akronymie sind etwa so unzertrennlich wie die Gasdüse und Gasstange des Sturmgewehrs nach einer Woche ohne Gewehrputzen. Aber das ist ein ganz anderes Thema).

Während der AGA lernen wir alle Grundsätze des Lebens als Soldat. Da wäre zum Beispiel das Schiessen mit dem Sturmgewehr zu nennen, wobei vom Schiessen während der ersten Wochen noch keine Rede ist.

Bereits am ersten Tag haben wir unsere Gewehre gefasst. Der ganze Zug musste sich in einer Halle besammeln, und jeder wurde mit Namen aufgerufen. Dann wurde ihm vom Kompaniekommandanten feierlich das Sturmgewehr überreicht, über die Schweizer Fahne hinweg. «Ich übergebe Ihnen ihre persönliche Waffe.»

Dass das Ganze mich ein bisschen an das Austeilen der Hostien an Weihnachten in der Kirche erinnerte, sage ich besser nicht. Doch ein bisschen Respekt vor der Waffe hat jeder. Und das ist auch gut so, schliesslich ist sie ja auch nur für einen Zweck gebaut worden.

Schiessen und ABC-Ausbildung

Der verantwortungsbewusste Umgang mit der Waffe wird uns dann erschöpfend beigebracht, bevor es ans Schiessen geht. «Jede Waffe ist nur so gefährlich wie der Mann dahinter.» Die vier Sicherheitsvorschriften des Schiessens werden uns so lange wiederholt, bis sie jeder Wort für Wort auswendig aufsagen kann. Doch auch der Sinn dahinter sollte verstanden werden: «seines Zieles sicher sein.»

Dann lernen wir den Umgang mit dem Sturmgewehr. Manipulieren nennt man das. Wie man sich vergewissert, ob das Gewehr noch geladen ist, wenn man es abstellt oder wieder aufnimmt. Wie man

lädt, einen Magazinwechsel durchführt und wie man allfällige Störungen während des Schiessens behebt.

Erst wenn jeder diese Dinge beherrscht, darf er schiessen. «Eine Waffe allein tötet oder verletzt niemanden.» Tote gab es bei uns zum Glück nie. Abgesehen von einigen eingeklemmten Fingern beim Nachladen oder beim Auseinanderbauen und Zusammensetzen der Waffe waren nur sehr wenige Verletzungen zu verzeichnen.

Aufs Schiessen habe ich mich lange gefreut. Zumindest hatte ich schon ein bisschen Erfahrung, dachte ich. Denn allzu schlecht habe ich jeweils am Knabenschiessen nicht abgeschlossen. Aber am Knabenschiessen im 300-m-Stand liegen und das Gewehr nur noch anfassen und abdrücken, das war etwas anderes als mit dem eigenen Gewehr sich 30 Meter vor eine Zielscheibe hinzustellen und aus einer Deckung heraus zu schiessen.

Natürlich stand in den ersten Wochen der RS nicht nur Schiessen auf dem Tagesprogramm, sondern auch einige andere Dinge. In der ABC-Ausbildung lernten wir, den Schutzanzug anzuziehen und richtig mit einer Gasmaske umzugehen, ähm, Schutzmaske (Schuma, SM 90). Wenn man von älteren Freunden oder Verwandten hört, wie mühsam das Ganze sei, dann übertreiben sie nicht. Obwohl man bei knapp fünf Grad ab und zu doch mal froh ist, diese zweite Schicht anzuziehen (solange man dabei nicht Baumstämme herumtragen muss).

Drillpisten sind auch etwas Besonderes. Jeder, der nicht weiss, was das ist, kann sich glücklich schätzen. Auf einem kleinen Stück Wiese werden verschiedene Posten

Im Schiessstand



hintereinander aufgestellt. Unter dem Geschrei der Gruppen- und Zugführer wird dann «rennen» befohlen. Zum ersten Posten, ABC-Schutzhosen anziehen, weiterlaufen, Jacke anziehen, weiterlaufen, robben, C-Alarm und so weiter. Und wer einen Fehler begeht, also zum Beispiel die Kapuze nicht richtig über die Maske zieht, beginnt gleich wieder von vorne. Egal, ob im strömenden Regen oder wo auch immer.

Gestörter Schlaf

Zwangsmittelausbildung gibt es mitunter auch. Obwohl ich sagen muss, dass diese bei der elektronischen Kriegsführung nicht ausgeprägt war. Wenn man da Geschichten hört von Kameraden vom Waffenplatz Isonne, dann weiss man plötzlich, was da noch herauszuholen wäre.

Abgesehen von der Ausbildung gibt es natürlich auch noch das eine oder andere Thema, welches uns Rekruten den Schlaf raubt. Da wären zum Beispiel die Schnarchler. Ich glaube, es gibt in jedem Zimmer mindestens einen. Vielleicht werden diese schon bei RS-Beginn strategisch vom Kader auf die einzelnen Zimmer verteilt. Vielleicht hatte ich aber auch nur Pech. Wenn da einer um drei Uhr morgens lautstark ganze Regenwälder umsägt, dann verflucht man ihn schon. Obwohl er ja eigentlich nichts dafür kann. Aber wenigstens auf der Seite schlafen könnte er ja einmal probieren.

Andere entwickeln während der RS merkwürdige Schlafgewohnheiten. Da ist das eine oder andere im Schlaf ausgestossene «verstanden» oder «Oberwachtmeister, Rekrut Harzenmoser» noch ganz harm-



Beim Aufstellen einer Richtstrahlantenne

los. Beunruhigend sind eher diejenigen, welche mitten in der Nacht im Bett ihre Grundtrageinheit (Traggurt mit Munitionstaschen) suchen oder auf dem Gang vor ihrem Kleiderschrank Achtungstellung annehmen. Meistens passiert das in der Nacht nach dem Ausgang mit Wirtschaftsbesuchen. Verständlich.

Oft ist man nach vielen Tagen mit wenig Schlaf recht kaputt. Aber den Ausgang nach Thun will man ja nicht verpassen. Wenn man nämlich nicht gehen würde, hätte das Militär ja gewonnen. Also benützt man den Ausgang, wenn es auch nur ist, um einmal in der Woche richtig dick zu essen. Obwohl wir uns eigentlich nicht über das Essen beklagen können. Es hat schon seine Vorteile, in einer relativ kleinen Kaserne zu sein.

Worauf ich aber gerne verzichten würde, sind jene Kameraden, welche im Ausgang beinahe immer übertreiben. Jeder hat so jemanden in seiner Kompanie.

«Verhalten Sie sich in der Öffentlichkeit immer so, als ob Sie gerade fotografiert würden», habe ich mal gelesen und «An jemanden in Uniform, der sich schlecht benimmt, erinnert man sich immer».

Genau diejenigen sind es dann, die in der Kaserne einem Adjutanten vor die Füsse kotzen und dafür verantwortlich sind, dass die ganze Kompanie morgens um vier zum Frühsport aus dem Bett geholt wird. Im strömenden Regen und bei rund vier Grad. Einige Kameraden hatten sich auch rund sechs Wochen später noch nicht von der Erkältung erholt. Aber das war ja keine

Schikane, sondern bloss eine erzieherische Massnahme.

Auf der anderen Seite muss ich sagen, dass mir die RS körperlich gutgetan hat. Es tut gut zu merken, dass einem beim Laufen nicht mehr so schnell die Puste ausgeht (sechs Jahre in der Kantonsschule die Bank drücken und ein halbes Jahr Bürojob liessen bei meiner Kondition einiges zu wünschen übrig).

Abwechslungsreich war die RS auf jeden Fall. Und wenn viele immer über ihre militärischen Vorgesetzten herziehen, so muss ich doch sagen, dass unsere sicher zu den Anständigen gehören. Grundloses Schikanieren gab es nie, und jeder Befehl konnte sinnvoll begründet werden. Darüber ist man als Rekrut sehr froh. Man ist

Der Besuch des Kommandanten der Luftwaffe



dann auch mal bereit, freiwillig für eine Sache einzuspringen oder sich dafür zu melden. Vielleicht hat es mich aber auch gerade deshalb erwischt.

Das Weitermachen

Seit dem ersten Tag in der RS ist das sogenannte Weitermachen immer wieder ein Thema. Von unserem Zug (30 Rekruten) wollten nur zwei freiwillig weitermachen. Der eine davon blieb nicht lang genug bei uns; er wurde zum Betriebssoldaten («Kasernenputzfrau») umgeteilt. Vielleicht hat er dann gemerkt, dass das Militär doch nicht ganz so wie in den Videospiele ist. Dass man das Gewehr nach dem Einsatz noch auseinandernehmen und putzen muss.

Es blieben noch rund 10 weitere Rekruten, die zur Unteroffiziersschule motiviert werden mussten.

Im Verlauf der ersten acht Wochen fanden immer wieder Kadergespräche statt. Am Anfang ging es nur darum, ob man denn überhaupt motiviert sei zum Weitermachen. Oder aus welchen Gründen eben gerade nicht. Wie denn die Familie und die Freunde zuhause darauf reagieren würden.

Bei einigen waren die Kadergespräche rasch zu Ende. Bei mir leider nicht. Am zweiten Gespräch wurde mir gesagt, ich stehe recht weit oben auf der Liste. Man habe gemerkt, dass ich zu einer Kaderfunktion fähig sei. Ich müsse meine zivile Situation mal abklären. Mal schauen, ob ich eher mein Studium verschieben oder

Im vollen ABC-Schutz auf einer Übung während der UOS



den Militärdienst aufteilen und nochmals mit den Angehörigen darüber beraten wolle.

Einige Mitrekruten haben sich nach einem ähnlichen zweiten Gespräch anders benommen als ich: irgendwelche Probleme herauf beschworen, Zivildienstgesuche eingereicht und sich über Rückenprobleme beklagt. Bei einigen hat das funktioniert, bei anderen nicht. Ich bin nicht der Typ dazu. Wenn es denn sein muss, dann muss es halt sein. Es ist noch nie jemand wegen einer Unteroffiziersschule gestorben. Klar hätte ich in diesem Moment lieber etwas anderes gemacht, aber Zeit hat man ja im Leben genug.

Beim dritten Gespräch hiess es dann: «So, Rekrut Zehnder, Sie machen weiter! Egal ob Sie wollen oder nicht! Die Armee will Sie! Unterschreiben Sie selber?»

Viele haben in diesem Moment selber unterschrieben. Es macht ja eh keinen Unterschied mehr. Ich habe nicht unterschrieben. Also kam dann der Major eine halbe Minute später ins Büro, hat an meiner Stelle unterschrieben und mir kräftig die Hand gedrückt: «Ich gratuliere Ihnen!»

Die Unteroffiziersschule

Die eigentliche Rekrutenschule war für mich also schon nach acht Wochen vorbei. Ich musste mein Studium um ein Jahr nach hinten verschieben. Das war nach einem kurzen Telefonat mit der Kanzlei schnell erledigt. Ich sei nicht der einzige. So begann für mich die Ausbildung zum zukünftigen Kader der Schweizer Armee.

Der erste Abend in der UOS, respektive die erste Zimmerkontrolle, blieb uns allen in Erinnerung. Wenn wir gedacht

hatten, die Zimmerordnung in der RS wäre schon streng genug gewesen, dann lagen wir falsch. Mit dem Massstab wurde die Ausrichtung der Helme auf dem Ablagebrett kontrolliert, und wem noch einige Härchen des Klettverschlusses unter dem Gradabzeichen hervorschauten, musste diese abbrennen. Aber auch das haben wir überlebt.

Was danach folgte, war eine ganz andere Welt. Obwohl die UOS anstrengend war, habe ich wohl in keiner anderen Zeit in meiner Militärlaufbahn so viel gelernt wie dort. Unsere Gruppen- und Zugführer in der RS waren keine schlechten Ausbilder, aber sie hatten nur in acht Wochen RS und in der UOS Erfahrungen sammeln können. In der UOS waren dagegen unsere Ausbilder Berufsinstruktoren mit entsprechenden Fachkenntnissen. Und ich stimme mit meinen Kameraden überein, dass diese Ausbildung in jeder Beziehung gut war.

Dazu gehört in der UOS natürlich das FUM (Führungsausbildung der unteren Milizkader). Im Klartext: Theorie zur Führung einer Gruppe, zur persönlichen Arbeitstechnik oder zur Persönlichkeit. Das Ganze ist relativ trocken. Die praktische Anwendung der Theorie erfolgt bei den Übungen, die in der UOS ungefähr einmal pro Woche stattfinden. Meistens geht es bei diesen Übungen darum, eine Gruppe von Kameraden in Stresssituationen zu leiten, das heisst bei längeren Märschen.

Unsere erste Übung trug den Namen NACHTFALTER. Am frühen Abend galt es, sich Tarnfarben ins Gesicht zu streichen. Natürlich mussten wir uns schon ein bisschen zusammenreissen, um den

Kameraden keine obszönen Zeichen auf die Stirn zu zeichnen. Danach erhielt jeder ein sogenanntes Sim-Gestältchen. Dieses piepst, wenn man «getroffen» wird und verstummt erst wieder, wenn man sich hinlegt.

Nach einem rund fünfzehn Kilometer langen Marsch erhielten wir dann den Auftrag, uns «gedeckt und getarnt» durch einen Wald zu verschieben. Wer vom Lehrpersonal gesehen wurde, galt als abgeschossen und musste von seinen Kameraden auf der Sanitätsbahre getragen werden.

Also gingen wir in den Wald hinein. Und jedes Mal, wenn auch nur das entfernteste Knacken eines Ästchens zu hören war, sprang die ganze Gruppe auf ein Zeichen des Gruppenführers zum nächsten Gebüsch. Die Sanitätsbahre flog mir zweimal haarscharf am Kopf vorbei.

Wie schlecht man im Tarnanzug und mit Bemalung zu erkennen ist, wird einem in solchen Momenten erst richtig bewusst. Als wir uns einmal wieder vermutlich vor einem Eichhörnchen versteckten, stupste mich einer neben mir an und flüstert: «Liegen da nicht noch fünf andere zehn Meter von uns entfernt?» Und tatsächlich, lag da eine andere Gruppe, welche sich vermutlich, nachdem sie uns gehört hatte, ebenfalls in Deckung begeben hatte. Wir lachten, standen auf und trennten uns wieder.

Mittlerweile war es im Wald recht dunkel geworden. Als wir zu einer kleinen Lichtung kamen und nicht mehr genau wussten, welche Richtung einzuschlagen war, stellte sich das nächste Problem. Wie sollten wir ohne Licht die Karte lesen? Wir



Auf dem langen Marsch

entschieden uns dann für eine Richtung, von welcher die Mehrheit der Gruppe annahm, sie sei die beste. Aber unsere Marschroute verlängerte sich damit leider um etwa drei Kilometer. Gegen das Ende der Walddurchquerung war es völlig finster geworden. Als wir in Einerkolonne einem Trampelpfad entlang gingen, sah ich meinen Vordermann kaum mehr. Der einzige Anhaltspunkt waren die kleinen Leuchtmarkierungen des Nachtvisiers an seinem Gewehr.

Nach einer halbe Stunde Waldmarsch fiel unserem Funker der Akku des Funkgerätes ab. Wir haben das Teilchen zwar nach etwa fünf Minuten wieder gefunden, konnten aber das Funkgerät nicht mehr programmieren, womit wir von der Übungsleitung abgeschnitten waren. Als wir aus dem Wald herauskamen, trafen wir einen unserer Instruktoeren. Er hatte auf uns gewartet, da auch er bemerkt hatte, dass die Verbindung zu uns abgebrochen war.

Das schlechte Wetter als Feind

Bei einer anderen Übung war nicht die Dunkelheit unser grösster Feind, sondern das Wetter. Während den ersten 30 Kilometern Marsch hatten wir zum ersten Mal seit dem Beginn meiner Militär Laufbahn so richtig schönes Wetter. Strahlend blauer Himmel und mehr als 20 Grad.

Leider bedeutete das auch für einige den ersten Sonnenbrand, obwohl wir eigentlich ja nicht allzu viel Stellen am Körper frei hatten. Ich wünschte mir zum ersten (und nicht letzten) Mal, es

gäbe endlich eine Tarnanzugshose 90 kurz.

Als wir noch etwa zehn Kilometer zurückzulegen hatten, kamen wir beim letzten Verpflegungsposten vorbei. Der Himmel war plötzlich nicht mehr so blau wie zu Beginn der Übung. Als es leicht zu regnen begann, entschlossen wir uns, vorsorglich mal den Regenmantel anzuziehen. Wie sich herausstellte, war das keine schlechte Idee. Was darauf folgte, war eines der grössten Unwetter, das ich je erlebt habe. Innerhalb von Minuten füllte sich der Strassenrand knietief mit Wasser, und zu allem Unglück begann es auch noch zu hageln. Wir entschieden uns, bei einem Bauern in der Scheune Unterstand zu suchen. Niemand von uns hatte Lust, mit den Marschantennen der Funkgeräte bei diesem Wetter noch zehn Kilometer durch den Wald zu gehen. Rund eine Stunde später hatte es aber dann zu regnen aufgehört und wir konnten die Übung fortsetzen. Zum Glück wurde wegen des Unwetters das Biwakieren gestrichen.



Material zum
Kabelbau

Während der Unteroffiziersschule gilt es, sich weiter für die künftige Militärlaufbahn zu entscheiden. Dabei gibt es drei Möglichkeiten: Gruppenführer, System-Unteroffizier oder Offizier.

Der Technische Lehrgang

Der System-Unteroffizier oder «Techfeldi» (Technischer Feldweibel) war etwas, das mich wirklich interessierte. Nicht, dass andere Dinge wie zum Beispiel die Funktionsweise eines Sturmgewehrs nicht auch spannend sind. Aber zu sehen, wozu die Armee in der elektronischen Kriegsführung wirklich fähig ist, war augenöffnend. Zu wissen und zu verstehen, wie unser technisches System genau funktioniert, und nicht nur, wie man es bedient.

In den auf die Unteroffiziersschule folgenden vier Wochen des technischen Lehrgangs war genau das das Thema. Wir lernten von der Einsatzplanung über den Aufbau der Switches und Router bis hin zum taktischen Verhalten beim Fahren eines Panzers alles, was wir während der Funktionsgrundausbildung und Verbandsausbildung und später im Wiederholungskurs würden beherrschen müssen.

Es ist spannend zu sehen, was eine Truppe erreichen könnte, wenn sie ihre Fähigkeiten und Mittel voll ausnützen würde. Aber im gleichen Atemzug auch ernüchternd, weil dies nie der Fall ist. Lösungansätze gibt es viele: Wiedereinführung des Systems der Armee 61, wonach man erst die RS beendet, dann in die Unteroffiziersschule geht und eine RS wieder abverdient. Fachlich würde das sicher Sinn machen. Oder dass die Spezialistenfunktionen wie die elektronische Kriegsführung bei

der Aushebung von Anfang an prioritär berücksichtigt werden.

Aber momentan muss ich mit dem herumschlagen, was mir zur Verfügung steht. Ich bin nicht unglücklich über meine Situation in der Armee und eigentlich froh, dass ich sozusagen weitermachen musste. Man lernt die Probleme der Armee wirklich von einer anderen Seite her kennen. Man macht viele Erfahrungen, die man so nirgendwo anders sammeln kann. Man lernt interessante Leute kennen, die man sonst nie getroffen hätte. Gewinnt Freunde, wie man sie sonst nicht hat. Und hoffentlich bleibt diese persönliche Bereicherung auch für den Rest meiner Zeit bei der Armee so.

Der 1994 geborene **Jon Zehnder** ist mit einer Schwester in Dietikon aufgewachsen, wo er noch heute wohnt.

Die 2011 gemeinsam mit Physiklehrer A. Elsener verfasste Arbeit zum Thema Raumfahrttechnologie im Alltag wurde in einem landesweit ausgeschriebenen Wettbewerb mit dem ersten Preis bewertet, was die Teilnahme am International Space Camp in Huntsville, Alabama, ermöglichte.

Jon Zehnder hat 2012 an der Kantonschule Urdorf die Matur abgelegt und absolvierte dann ein Qualifikationstracking bei der RUAG Space in Thun.

In der Armee ist er Systemunteroffizier Auswertung im Rang eines Feldweibels.

Nach dem Militärdienst wird er sich an der ETH Zürich immatrikulieren.

Jahreschronik Neujahrsblatt 2014

Oktober 2012 – September 2013

Zusammengestellt von
René Stucki, lic. phil. hist.

Oktober 2012

05. Der neue Jugendtreff an der Urdorferstrasse 34 wird mit einer grossen Party eröffnet. Die Teilnahme von rund 60 Personen lässt darauf schliessen, dass der neue Treffpunkt einem Anliegen der Jugendlichen entspricht.

29. Auf den Tag genau vor 25 Jahren wurde das «Löwenzentrum» eröffnet. Damit bekam Dietikon endlich ein eigenes Einkaufszentrum. Einen Höhepunkt setzte dabei die Migros mit der Einführung des Scanning-Systems an allen Kassen.

November 2012

01. Die Stadt Dietikon kämpft um ein ausgeglichenes Budget. Trotz eines Ressourcen- und Übergangsausgleichs von rund 42,4 Millionen Franken resultiert für 2013 ein Aufwandüberschuss von knapp 1 Million. Grund für die missliche Lage sind steigende Sozialkosten, Mehrkosten bei der Schule sowie sinkende Steuererträge. In einer Arbeitsgruppe soll nun überprüft werden, wie das Haushaltsbudget künftig optimiert werden könnte.

13. 35 Jahre Musikschule Dietikon. Mit Klängen vom Barock bis zur Neuzeit spielen die Lehrerinnen und Lehrer der Musikschule im Gemeinderatssaal auf.

15. Aus finanziellen Gründen beschliesst der Dietiker Stadtrat, das Big-Band-Festival nicht mehr weiterzuführen. Erstmals fand das Festival im Jahr 2008 statt.

20. Der 1997 als Beschäftigungsprogramm für ausgesteuerte Arbeitslose gegründete Verein Atelier 23 wird aufgelöst und neu in die Sozialfirma Dock Limmattal überführt. Der Name Atelier 23 hingegen bleibt weiterhin bestehen.

25. Mit 68 Prozent Nein-Stimmen lehnen die Dietiker Stimmberechtigten ein Mietschulhaus im Limmatfeld ab. Jährliche Mietkosten von rund 1,3 Millionen Franken – und dies über zwanzig Jahre hinweg – dazu einmalige Investitionskosten von 2 Millionen Franken waren der Bevölkerung offensichtlich ein zu hoher Preis. Der Stadtrat ist nun gefordert, andere Lösungen zu erarbeiten.

25. Nach 25 Jahren als Dirigent der Stadtmusik Dietikon gibt Franz Honegger in der reformierten Kirche sein Abschiedskonzert.

28. Die Bruno-Weber-Stiftung erhält den Preis der Dr. Willi Zeller-Stiftung, Zürich. Die Willi Zeller-Stiftung fördert die Har-

monie zwischen Mensch und Schöpfung, Mensch und Natur und zwischen Mensch und Mensch.

Dezember 2012

01. Die 15-jährige Sharon Medaglia aus Dietikon wird zur Miss Teenie der Schweiz gewählt.

Januar 2013

05. Vor 100 Jahren gründeten im Restaurant Krone 19 Männer den Katholischen Turnverein (KTV). In den Sechzigjahren wuchs der Verein auf über 700 Mitglieder an. Highlight des KTV war sicherlich das 1956 in Dietikon durchgeführte Schweizerische Verbandsturnfest, an dem über 4000 Personen teilnahmen.

Plakat des Turnfestes



06. Nun bleibt der Dietiker Bevölkerung die alte Weihnachtsbeleuchtung doch noch ein Jahr erhalten. Aus Rücksicht auf die finanzielle Lage der Stadt wird die Anschaffung der neuen Beleuchtung mit dem Namen «Sterngucker» um ein Jahr verschoben.



Rudolf Alexander Pestalozzi heiratete 1841 die Urenkelin des Firmengründers Joh. Wisser

12. Stolze 250 Jahre besteht die Pestalozzi-Gruppe schon. Damit ist der Metall- und Stahlhandelsbetrieb eines der ältesten Unternehmen in der Schweiz. Das Familienunternehmen mit rund 300 Mitarbeitenden und einem Umsatz von 160 Millionen

Franken wird heute in der achten Generation von Dietrich Pestalozzi geführt.

Dem Jubiläum sind rund zwanzig Anlässe gewidmet, so zum Beispiel für die Mitarbeitenden ein Wintersporttag mit Unterhaltungsprogramm in Davos oder für die VIP-Gäste aus Politik und Wirtschaft Fahrten mit dem umgebauten Zürcher Ledischiff «Saturn», das vorübergehend den Namen Galaschiff «MS Pestalozzi» bekommen wird.

15. Während drei Monaten herrschte im Bahnhof Glanzenberg Zeitlosigkeit. Unbekannte stahlen eine der traditionellen SBB-Uhren. Beim Loslösen der Uhr wurde die Stromzufuhr durchgetrennt. Die Lieferung der Ersatzteile dauert eben so ihre Zeit ...

Februar 2013

02. Mit Pauken und Trompeten feiert die vierzig Mitglieder umfassende Guggenmusik «Schnierliwutz» auf dem Kirchplatz ihren 30. Geburtstag.

10. Schnee in Hülle und Fülle. Der Skilift verzeichnet einen neuen Rekord: An einem einzigen Tag wurden 138 Fahrkarten für Kinder und 80 für Erwachsene verkauft!

16. Nicht ganz beabsichtigt gewinnt die EVP-Gemeinderätin Christiane Ilg schweizweite Aufmerksamkeit in den Medien. Auf eine Interpellation der CVP im Parlament, wie die nicht gerade berauschende Stimmbeteiligung der Dietiker Bevölkerung erhöht werden könnte, wusste Ilg eine Lösung: Mit Verlosungen von Abos fürs Hallenbad, Jahreskarten für die Bibliothek oder mit Kulturabos könnten die Stimmberechtigten vermehrt an die Urne gelockt werden.

März 2013

03. Die Stimmberechtigten lehnen den Antrag der Reformierten Kirchenpflege ab, an der Narzissenstrasse ein 6½-Zimmer-Einfamilienhaus als künftiges Pfarrhaus zu erwerben. Kaufpreis: 1,28 Millionen Franken. Somit werden die beiden Pfarrwohnungen an der Sonneggstrasse beibehalten.

04. Der Bezirksrat weist eine Beschwerde des Stadtrats zurück. Im Juli 2011 überwies der Gemeinderat die Motion «Zukunftsgerichtete Limmattalbahn» des CVP-Gemeinderats Josef Wiederkehr an die Exekutive. Diese

erklärte, die Motion falle nicht in ihren Zuständigkeitsbereich. Der Gemeinderat sah dies anders und erklärte die Motion im Mai 2012 für gültig. Der Stadtrat liess aber nicht locker und wandte sich an den Bezirksrat. Es sei im Hinblick auf das Vertrauen der Bevölkerung wichtig, dass der Gemeinderat und der Stadtrat eng zusammenarbeiten und gemeinsam nach Lösungen streben, begründet nun der Bezirksrat seine Rückweisung der Beschwerde.

07. An der konstituierenden Sitzung des Gemeinderates wird Stephan Wittwer (SVP) zum Gemeinderatspräsidenten gewählt, zur 1. Vizepräsidentin Christiane Ilg (EVP) und zur 2. Vizepräsidentin Cécile Mounoud (CVP).



Foto A. Schneiwiler

S. Wittwer, Präsident, und die beiden Vizepräsidentinnen Ch. Ilg (links) und C. Mounoud

23. Hollywood in Dietikon. In den frühen Morgenstunden werfen unbekannte Täter aus einem fahrenden Fahrzeug einen Sprengsatz gegen das Restaurant Don Camillo. Bei der Explosion gehen Fensterscheiben in Brüche und parkierte Autos werden beschädigt. Glücklicherweise werden dabei keine Personen verletzt. Das Motiv der Attacke bleibt rätselhaft.

April 2013



10. Tod des erst 57-jährigen Kurt Strebel, seit 1996 Sakristan der Kirche St. Agatha. Von 1991–2013 war er Präsident der Kolpingfamilie Dietikon.

14. «Lassend das Wort Gottes häll by üch predgen.» Diese Worte stehen auf dem Gedenkstein zum 400. Jahrestag der Zürcher Reformation durch Huldrych Zwingli. In den Jahren 1924 bis 1926 wurden beim Bau der reformierten Kirche Dietikon zwei Obelisken aus Granit angefertigt, die den Kircheneingang säumten. 1966 entstand dann aus dem einen Obelisken der Brunnen vor der Kirche, aus dem zweiten wurde der Gedenkstein für Zwingli gemeisselt, der nun nach seiner Restauration



Foto: Bodo Hassenpflug

durch den Schlieremer Bildhauer Rudolf Rempfler hoffentlich wieder die verdiente Aufmerksamkeit erhält.

16. Im Jahr 2009 wurde die definitive Einführung der Schulsozialarbeit an der Urne verworfen, im September 2012 vom Stimmvolk gutgeheissen. Nun ist sie zur Zufriedenheit aller Schuleinheiten seit Anfang Monat wieder eingeführt.



23. Beerdigung von Hilde Baer-Planzer, *1935, Gründerin der «Sichlete» in Dietikon (1979). Sie war für die SVP Mitglied der Schulpflege (1982–1986) und des Gemeindeparlamentes (1984–1990) und gehörte der Neujahrsblattkommission an. Seit 1997 leitete sie die Gymnastikgruppe Vitaswiss.

28. Der «Circolo Culturale Sandro Pertini» feiert sein 30-jähriges Bestehen. Ziel des über 350 Mitglieder umfassenden Vereins ist es, die Integration zu fördern und ein gegenseitiges Kulturverständnis zu schaffen.

Mai 2013

05. An der Jubiläums-Generalversammlung im Kloster Fahr gibt sich der vor 100 Jahren gegründete Verkehrsverein den neuen Namen Stadtverein Dietikon. Der gut 400 Mitglieder zählende Verein setzt sich insbesondere für das Ortsmuseum ein, für die Herausgabe der Neujahrsblätter, die 1.-August-Feier, für Stadtführungen und Grenzbegehungen.

05. Dietikon sticht im «Bilanz»-Städte-Ranking unsere Nachbarstadt Schlieren aus. Im vergangenen Jahr lag Dietikon noch auf dem 34., Schlieren auf dem 28. Rang. Dieses Jahr liegt Dietikon auf dem 28. Rang, Schlieren auf dem 29. Dietikon verbesserte sich vor allem in den Bereichen «Arbeitsmarkt», «Entwicklung Stadtbevölkerung und Wohnmarkt», «Kultur und Freizeit», «Erholung», «Soziales» und «Steuerattraktivität / Kaufkraft / Krankenkassenprämien».

10. Die FDP Dietikon wollte in Dietikon den «Gahts-no!-Priis» einführen. Einwohnern oder Einwohnerinnen von Dietikon, die sich an unsinnigen Vorschriften oder haarsträubenden bürokratische Abläufen in der Stadtverwaltung stören, sollte die Möglichkeit geboten werden, dies zu melden. Leider – oder sagen wir besser zum Glück – blieben Rückmeldungen aus.



15. Tod von Dr. pharm. Max Ruckstuhl, *1913, der 1945 eine Apotheke an der Zürcherstrasse 44a eröffnete. 2004 verlegte das Ehepaar

Ruckstuhl seinen Wohnort von Dietikon ins Tertianum Pfäffikon SZ.

23. Die kantonale Fachstelle für Schulbeurteilung (FSB) hat den Schulhäusern Luberzen, Wolfsmatt und Zentral gute Zeugnisse ausgestellt. Beurteilt wurden folgende Kriterien: «wertschätzende Gemeinschaft», «klare Unterrichtsstruktur», «lernförderliches Klassenklima», «wirkungsvolle Führung», «individuelle Unterstützung» und «gezielte Schul- und Unterrichtsentwicklung».

Juni 2013

01. Mit einem Grossaufgebot musste die Kantonspolizei sowie die Gemeindepolizeien von Dietikon und Schlieren/Urdschlieren einschreiten, als in der Stadthalle ein Eritreer-Fest in eine wüste Auseinandersetzung ausartete. Dabei gab es zahlreiche Verletzte.

05. Spatenstich für das künftig höchste Gebäude im Limmattal. Der Limmat Tower soll mit einer Höhe von 80 Metern zum Wahrzeichen Dietikons werden.

15. Der 40. Geburtstag der Metzlerorgel in der reformierten Kirche Dietikon wird mit einem abwechslungsreichen Konzert gefeiert.

23. Die Tambouren der Stadtjugendmusik Dietikon (SJMD) holen sich am Zürcher Kantonalmusikfest in Winterthur die Goldmedaille, dies, nachdem sie sich bereits eine Woche zuvor am Schweizerischen Jugendmusikfest in Zug Gold gesichert haben.

Juli 2013

31. Jubiläumsfeier zum hundertjährigen Bestehen des Stadtvereins auf dem Kirchplatz mit Ansprachen, Nachtessen und Musik.

August 2013

01. Die Festansprache zum 1. August hält der römisch-katholische Pfarrer Kurt Vogt.

Die einzige Bäckerei in Dietikon, die sogenannte Oberstadt-Bäckerei, die während 23 Jahren vom Ehepaar Urs und Marlies Faes geführt worden ist, geht in die Hände der Bäckerei-Konditorei Kleiner, Zürich, über.

09. 48 Prozent der Personen, die aus Dietikon wegziehen, könnten sich eine Rückkehr nach Dietikon vorstellen. Dies zeigt die in dreizehn Gemeinden durchgeführte Wegzugsbefragung 2012 des Statistischen Amtes des Kantons Zürich. Drei Jahre zuvor lag dieser Prozentsatz noch bei 33 Prozent. Positiver bewertet wurden ausserdem auch «Privatleben und Freizeit in der Gemeinde», «Idealer Wohnort» und «Teilnahme in Vereinen». Weniger gut abgeschnitten hat Dietikon im Bereich Sozialstruktur, Sauberkeit und Sicherheit.

17. Mit einem Tag der offenen Tür wurde das frisch sanierte Freibad Fondli der Bevölkerung vorgestellt. Bereits in den ersten vier Tagen nach Wiedereröffnung konnten 7500 Eintritte verkauft werden.



Foto: A. Scheiwiler

31. Die Krippe an der Vorstadtstrasse feiert mit einem kleinen Fest ihr 20-jähriges Jubiläum.

31. Die Freizeitanlage Chrüzacher feiert mit einem grossen Jubiläumsfest ihren 50. Geburtstag.

September 2013

01. Auch nach 58 Jahren wird die traditionelle Metzgerei Hildebrand der Stadt

erhalten bleiben. Seit nunmehr 34 Jahren führen Paul und Ursula Hildebrand in der zweiten Generation die Metzgerei. Nun ziehen sie sich aus dem Geschäft zurück und verpachten die Metzgerei an das Ehepaar Othmar und Sandra Gut.

13. Dem Dietiker Markus Ehrat wird für seinen Umbau der ehemaligen Schuhfabrik «Hugi» in Dulliken der Solothurner Heimatschutzpreis verliehen.

14. Im Rahmen der diesjährigen Schubertiade schweizerische Erstaufführung der unvollendeten Schubert-Oper «Der Graf von Gleichen» im Kirchenzentrum St. Agatha. Solisten, Chor und Orchester leitet Réka Jaksics. Leider nur mässiger Publikumserfolg.

08. Dante Alighieris «La Divina Commedia» einmal anders: Roberto Brioschi Interpretation ist nicht nur eine Kombination aus Vorlesung und Schauspiel, für seine Aufführung wechselt er auch gleich die Standorte. Fand der erste Teil noch im Atelier des Dietiker Theatervereins statt, führte R. Brioschi den sogenannten Butoh-Tanz in der Reppisch vor.

22. Der Stadtpark Kirchhalde soll für 2,9 Millionen Franken in einen «Generationenpark» umgestaltet werden. Der neue Stadtpark würde neben einer Spielwiese mit einem Spielbrunnen über einen Baumgürtel und ein beleuchtetes Wegnetz verfügen. Zudem würde die heutige Skateranlage erneuert. Die Realisierung des Stadtparks scheidert

jedoch an der Urne: Mit 61,9 Prozent Nein-Stimmen wird das als zu luxuriös eingestufte Projekt von den Dietiker Stimmberechtigten abgelehnt.



25. An diesem Tag starb in Küsnacht am Rigi Dr. Giuseppe Cattaneo, *1923. Er ist in Dietikon aufgewachsen, studierte Wirtschaftswissenschaft

und übernahm 1952 von seinem Vater (Felice) die Leitung der Salamifabrik an der Badenerstrasse. Dieser Betrieb war seit 1917 (Weiningerstrasse) ein Inbegriff und Symbol unserer «Italianità». 1973 fand die Salamiproduktion in Dietikon ein Ende. 2002 verkaufte Bepe Cattaneo das Areal der Firma Reppisch-Werke AG. Bepe engagierte sich stark beim Industrie- und Handelsverein Dietikon (als Kassier 25 Jahre im Vorstand) und war ein Liebhaber rassistischer Autos.

Er hat mit seiner südländischen Herzlichkeit viel Charme in den Dietiker Alltag gebracht. Pepe und Sonja geb. Sybers sind Eltern von 3 Kindern.



26. Tod von Pius Bachmann, *1935. Er stammt aus einer kinderrei-

chen Bauernfamilie in Alpnach OW, wurde Offsetdrucker und kam mit seiner Gattin, Marlies geb. Blöchliger, 1963 nach Dietikon. Er hat sich sehr für die Entstehung des Flohmarktes eingesetzt und war während Jahrzehnten am Fronleichnams-

tag mit Freunden auf dem Grossen Mythen anzutreffen. Pius Bachmann nahm für die SP Einsitz im Gemeinderat (1981 – 1986) und gehörte der Vormundschaftsbehörde von 1994 – 2010 an. Der Einsatz für die Schwächeren war ihm ein grosses Anliegen.

Bisher erschienene Neujahrsblätter

1948

«Landeskunde vom Limmattal»; von Dr. H. Suter. (vergriffen.)

1949

«Orts- und Flurnamen von Dietikon»; von Karl Heid. (vergriffen.)

1950

«Die öffentlichen Verkehrsbetriebe von Dietikon», I. Teil: Post, Telegraph, Telephon und Zoll; von Karl Heid. (vergriffen.)

1951

«Die öffentlichen Verkehrsbetriebe von Dietikon», II. Teil: Die Limmattal-Strassenbahn; von Karl Heid. (vergriffen.)

1952

«Der Übergang der Franzosen über die Limmat am 25. September 1799»; von Robert Müller. (vergriffen.)

1953

«Glanzenberg»; Bericht über die Ausgrabungen von 1937 bis 1940; von Karl Heid. (vergriffen.)

1954

«Beiträge zur Dietikoner Dorfchronik. Erlebtes und Erlauschtes. Ein alter Dietikoner kramt seine Jugenderinnerungen aus»; von Jakob Grau. (vergriffen.)

1955

«Siedlungsgeschichte von Dietikon»; von Jakob Zollinger. (vergriffen.)

1956

«Die Taverne zur Krone in Dietikon»; von Karl Heid. (vergriffen.)

1957

«Hasenburg und Kindhausen, die Burgen am Hasenberg»; von Karl Heid. (vergriffen.)

1958

«Geschichte der Waldungen von Dietikon»; von Karl Heid.

1959

«Der Weinbau im mittleren Limmattal»; von Rolf Buck. (vergriffen.)

1960

«Die Sekundarschule Dietikon–Urdorf»; von Karl Heid und Jakob Grau. (vergriffen.)

1961

«Hundert Jahre Wasserkraftnutzung der Limmat in Dietikon»; von H. Wüger. (vergriffen.)
«Zweiundvierzig Jahre Schuldienst in Dietikon»; von Elsa Schmid. (vergriffen.)

1962

«Limmat und Reppisch»; von Karl Heid.
(vergriffen.)

1963

«Das alte Gewerbe von Dietikon»; von
Karl Heid. (vergriffen.)

1964

«Die Burg Schönenwerd bei Dietikon»;
von Karl Heid. (vergriffen.)

1965

«Repertorium zur Urgeschichte Dietikon
und Umgebung»; von Karl Heid.
(vergriffen.)

1966

«Karl Heid zum 70. Geburtstag.»
Festschrift (Verlag Stocker-Schmid,
Dietikon). (vergriffen.)

1967

«Sagen, Sitten und Gebräuche Dietikon
und Umgebung»; von Karl Heid.
(vergriffen.)

1968

«Die öffentlichen Verkehrsbetriebe
von Dietikon», III. Teil. Die BDB; von
P. Hausherr und Karl Heid. (vergriffen.)

1969

«Aus der Geschichte des Feuerlöschwesens
von Dietikon»; von Max Siegrist. (vergriffen.)

1970

«Planung Zentrum Dietikon 1969»;
Auszug aus dem Bericht der Planungs-
kommission Dietikon.

1971

«Dietikon im Wandel der Zeit;
1830 – 1890»; von L. Wiederkehr.

1972

«Dietikon im Wandel der Zeit;
1890 – 1920»; von L. Wiederkehr.

1973

«Die Festung Dietikon im Zweiten
Weltkrieg»; von Oscar Hummel.

1974

«Monasterium Varese – Das Kloster Fahr
im Limmattal»; von Oscar Hummel.

1975

«Werden und Wachsen der reformierten
Kirchgemeinde Dietikon»; von
C. H. Pletscher und Peter Müdespacher.

1976

«Die Geschichte der Marmorì – 1895 bis
1962»; von H. Eckert. (vergriffen.)

1977

«Industrielle Entwicklung des Bauern-
dorfes Dietikon»; von Oscar Hummel.

1978

«Geschichte von Pfarrei und Pfarrkirche
St. Agatha in Dietikon»; von
Eduard Müller/Thomas Furger.

1979

«Geschichte der Bahnhöfe von Dietikon»;
von Oscar Hummel.

1980

«Geschichte der Ortsparteien von Dietikon»; (Autorenkollektiv).

1981

«Guggenbühlwald und Gigelibode»; von Karl Klenk.

1982

«Zwischen beiden Bächen»; von Aloys Hirzel.

1983

«150 Jahre Volksschule Dietikon»; von Karl Klenk, Walter Mühlich und Dr. Herbert Strickler.

1984

«Von Handwerksburschen und Vaganten»; von Heinrich Boxler.

1985

«85 Jahre Berufsschule Amt und Limmat-Dietikon»; von Max Siegrist.

1986

«Vom Cementstein zum Dörfliquartier»; von Oscar Hummel.

1987

«Entstehung und Entwicklung der Jugend-Musikschule Dietikon»; von Karl Klenk.

1988

«Schweizer Auswanderung in die Sowjetunion»; von Barbara Schneider.

1989

«Erste urkundliche Erwähnungen von Dietikon (1089 und 1259)»; von Robert Müller.

1990

«Dietikon im 17. Jahrhundert»; von Robert Müller.

1991

«Auszug aus der amtlichen Sammlung der älteren eidg. Abschiede»; von Robert Müller.

1992

«100 Jahre Stadtmusik Dietikon»; von Friedrich W. Klappert.

1993

«Römischer Gutshof in Dietikon»; von Christa Ebnöther.

1994

«Dietikons Zentrum: Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft»; von Hans Rauch, Sylvain Malfroy, Ueli Zbinden, Gesamtdredaktion Hélène Arnet.

1995

«Dietikon nach dem Ersten Weltkrieg, 1918 bis 1920»; von Karl Klenk.

1996

«Dietikon um 1895»; Autorenkollektiv: Josef Hinder, Paula Jucker, Alfons Kübler, Alfred Kugler, Dr. Alice Maier-Hess, Dr. Bruno Maier, Robert Müller, Carl Heinrich Pletscher, Werner Scholian, Max Wiederkehr.

1997

«150 Jahre Eisenbahn im Limmattal»;
Autoren: Walter Süss, Ruedi Wanner,
Walter Eckert, Theodor Fischbach, Ernesto
Lehmann, Oscar Hummel (Jahreschronik).

1998

«Presselandschaft Limmattal»; von
Erich Eng. «50 Jahre Neujahrsblatt
Dietikon»; von Oscar Hummel.

1999

«Dietikon und die Abtei Wettingen»;
von Dr. Max Stierlin.

2000

«Die Bürgergemeinde Dietikon»; Autoren:
Wolfgang R. Felzmann, Thomas Furger,
Eduard Gibel, Josef Huber, Oscar Hummel,
Dr. Bruno Maier.

2001

«Das Spital Limmattal und seine
Geschichte»; von Paul Stiefel und
Professor Dr. Hansjörg Kistler.

2002

«Baukultur Dietikon. Inventar der Bauten
mit architektonischer Qualität»;
von Prof. Dr. sc. techn. Bernhard Klein.

2003

«Das Flugfeld Dietikon/Spreitenbach»;
von Dr. Hans Peter Trutmann.
«Dietikon, mit anderen Augen gesehen»;
von Helmut Ziegler.

2004

«Einblicke in die Geologie unserer
Gegend»; von Peter Müdespacher.

2005

«Destinazione Dietikon. Italienischspra-
chige Zuwanderer und ihr Leben
in Dietikon» sowie «Kurzbiografien von
südländischen Familien in Dietikon»;
von Dr. Hans Peter Trutmann.

2006

«Die Stadthalle Dietikon»; Autorenteam:
Max Fürst, Josef Hensler, Oskar
Schildknecht, Xaver Schnüriger, Reto
Siegrist, Max Zumbühl.

2007

«Entstehung, Alltag und Ende des Josefs-
heimes. Geschichte des Kinderheimes
in Schlieren/Dietikon 1902 – 2006»; von
Urs Hardegger (lic. phil.), mit Beiträgen
von Johannes Felber, Germain Mittaz,
Sr. Johanna-Maria, Claudio Cimaschi,
Dr. Hans Peter Trutmann.

2008

«Die Schüler sind im Bild»; Schulfotos
zwischen 1874 und 2002; von Dora
Müller, Josef Hinder, Dr. Hans Peter
Trutmann.

2009

«Ritter und Burgen in und um Dietikon»;
von Walter Trippel.

2010

«Fuhrhalter und Kutscher, ihre Familien,
Wirtschaften und Kiesgruben»;
von Dr. Hans Peter Trutmann.

2011

Zur Geschichte der «Krone» und der Familie Gstrein»; von Karl Heid, Thomas Furger, Hans Bohnenblust.

2012

«Die Ärzte Wyss und ihre Nachfolger in Dietikon»; von Pit Wyss und Dr. Hans Peter Trutmann

2013

«33 alte Wirtschaften in Dietikon, 100 Jahre Verkehrsverein (Stadtverein) Dietikon»; von Dr. Hans Peter Trutmann, Michael Blattmann, Georges Künzler, Lucas Neff

**Vergriffene Neujahrsblätter
können im Ortsmuseum
antiquarisch erworben werden.**

**Die folgenden Personen und Firmen unterstützen die Herausgabe
des Neujahrsblattes 2014 mit einem Beitrag von Fr. 300.-.**

bbdesign

Kornhausstrasse 49, 8037 Zürich

Gemeinde Bergdietikon

Schulstrasse 6, 8962 Bergdietikon

Paul Brunner AG

Zürcherstrasse 144, 8953 Dietikon

Siedlungsgenossenschaft Eigengrund

Letzigraben 39a, 8003 Zürich

Hotel Geroldswil

Huebwiesenstrasse 36, 8954 Geroldswil

Monika Kaderli

Bollenhofstrasse 5, 8953 Dietikon

Anita & Bruno Kaufmann

Lättenstrasse 22b, 8953 Dietikon

Röm. katholische Kirchgemeinde

Bahnhofplatz 3, 8953 Dietikon

Simone & Lucas Neff

Bremgartnerstrasse 124, 8953 Dietikon

Dietrich Pestalozzi

Mühlehaldenstrasse 25, 8953 Dietikon

Planzer Transport AG

Lerzenstrasse 14, 8953 Dietikon

Gebi Portmann

Hätschenstrasse 7, 8953 Dietikon

Reppisch-Werke AG

Bergstrasse 23, 8953 Dietikon

Schleuniger Elektro AG

Kirchstrasse 11, 8953 Dietikon

Jean & Regula Stauber

Breitstrasse 8, 8953 Dietikon

G. Stierli AG, Sanitär-Heizung-Spenglerei

Bremgartnerstrasse 51, 8953 Dietikon

Bauunternehmung Josef Wiederkehr AG

Poststrasse 27b, 8953 Dietikon

Kontakt für Unterstützung im nächsten Jahr:

Präsident Stadtverein, Lucas Neff,
Bremgartnerstrasse 124, 8953 Dietikon,
Tel. 043 322 54 75, lucas.neff@email.ch

Für Fragen, Kritik, Anregungen und Wünsche bezüglich Neujahrsblätter wenden Sie sich bitte an Dr. iur. H.P. Trutmann, Steinstr. 2, 8953 Dietikon, Tel. 044 740 81 35, hpl.trutmann@sunrise.ch

Der Stadtverein Dietikon besteht aus über 400 Mitgliedern. Der Verein fördert das Erreichen folgender Ziele: Erforschen, bewahren und verbreiten der Ortsgeschichte, Ortskenntnis und Ortskultur sowie die Pflege des gesellschaftlichen Lebens in Dietikon.

Veranstaltungen

Die aktuellen Veranstaltungen finden Sie unter folgendem Link: www.stadtverein.ch

Ortsmuseum

Die Kommission für Heimatkunde betreut das Ortsmuseum mit seinem Archiv, dem Depot und den laufenden Ausstellungen. Dazu gehören auch die militärischen Anlagen der Limmatstellung von 1939/45. Öffnungszeiten sonntags 10.00 – 12.00 und 14.00 – 16.00 Uhr; ausser während den Schulferien und an Feiertagen. Gruppenbesuche sind auf Anfrage möglich.

Kontakt: Dora Müller, Tel. 044 741 03 29, Museum Tel. 044 740 48 54

Stadtführungen

Planen Sie einen Geburtstag, Vereins- oder Firmenanlass? Die StadtführerInnen zeigen und kommentieren auf einem Rundgang durch Dietikon Besonderheiten aus alter und neuer Zeit. Wir stellen Ihnen gerne einen Rundgang nach Ihren Wünschen zusammen.

Kontakt: Catherine Peer, Tel. 044 740 27 83, catherine.peer@bluewin.ch

Neujahrsblätter

Seit 1948 erscheint jedes Jahr ein Neujahrsblatt von Dietikon. Mitte November findet jeweils die Vernissage statt.

Bezug von aktuellen und früheren Neujahrsblättern, soweit nicht vergriffen, im Ortsmuseum oder bei Michael Blattmann, Vorstadtstrasse 26, 8953 Dietikon, Tel. 043 317 89 13.

Weitere Aktivitäten sind

- Organisation und Durchführung der Bundesfeier
- Herausgeber des Dietiker Stadtplans und der Limmattaler Velo- und Wanderkarte
- Organisation der Grenzbegehungen mit den Nachbargemeinden von Dietikon
- Generalversammlung mit Tagesausflug und Besichtigung einer historischen Sehenswürdigkeit

Der Verkehrsverein ist politisch und konfessionell neutral. Neue Mitglieder nehmen wir gerne auf. Der Jahresbeitrag beträgt Fr. 20.– für Einzelmitglieder, Fr. 30.– für Ehepaare und Fr. 50.– für juristische Personen.

Kontakt

Interessentinnen und Interessenten wenden sich an:

Maya Herzig, Sekretariat SVD,
Bremgartnerstrasse 22,
8953 Dietikon, Tel. 044 744 36 32
maya.herzig@dietikon.ch

Lucas Neff, Präsident SVD,
Bremgartnerstrasse 124,
8953 Dietikon, Tel. 043 322 54 75
neff.lucas@neffarchitektur.ch